Hohenastenberg.

Roman

aus dem Eheleben.

Von

Karl Robert,

Verfasser von „Vier Lebenswege“ und „Trystany“.

Erster Band.

Nordhausen:

Verlag von Adolph Büchting.

1861.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Motto: Greift nur hinein in's volle Menschenleben,
Ein Jeder lebt's, nicht Jedem ist's bekannt:
Und wo Ihr's packt
Ist's interessant.

Goethe.

Erstes Kapitel.

Eine Familie in der Residenz.

„Es ist mir unbegreiflich, warum Egon heute so lange ausbleibt!“ rief der Präsident von Astenberg, als er die Zeitungen gelesen und sich unwillig in seinem Familienkreise umsah. Die zahlreichen Glieder desselben waren bereits seit einer Stunde versammelt; es fehlte nur der älteste Sohn des Hauses, der Gardelieutenant und Liebling der Mutter.

„Es ist bereits ein Viertel nach vier Uhr!“ fuhr der Präsident fort, indem er ungeduldig nach der Pendüle sah, „und Egon weiß doch, daß seine Eltern ihn zu Tische erwarten; aber die Rücksichtslosigkeit ist ein Hauptfehler der jetzigen Jugend; ich bin dergleichen schon gewohnt, werde es aber nicht ferner dulden.“

„Ich dächte nicht," entgegnete Frau von Astenberg besänftigend, „daß Egon uns hierin Grund zur Klage gäbe; wer weiß, welch ein Hinderniß es ihm unmöglich macht, heute pünktlich zu sein, vielleicht nimmt ihn der Dienst so lange in Anspruch."

„Ah bah der Dienst — der pflegt um ein Uhr stets absolvirt zu sein, wahrscheinlich hat Monsieur Egon irgend eine Partie mit seinem Vetter Max, wie gestern, wo er nirgends aufzufinden war. Ueberhaupt," fuhr der Präsident fort, bei dem das Warten, und obendrein das Warten mit hungrigem Magen die gewöhnliche Wirkung hervorbrachte, ihn an alle Fehler des Erwarteten zu erinnern, „überhaupt finde ich, daß Egon in letzter Zeit sich einem frivolen Treiben hingiebt, selten und ungern im Hause seiner Eltern sich einfindet, und mir gerechte Besorgnisse für seine Zukunft einflößt."

„Aber lieber Astenberg, sei doch nicht ungerecht gegen ihn! Gewiß wirst Du nicht leicht einen solidern jungen Officier in der Residenz finden, als Egon; was ist natürlicher, als daß er gern mit seinen Kameraden verkehrt und die Gesellschaften besucht, in welchen er die seiner Jugend angemessenen Zerstreuungen findet, die ihm das elterliche Haus doch nicht zu bieten vermag!"

„Ja ja, das kennt man schon. Du bist stets

der Advocat Deiner Söhne gegen mich," entgegnete der gereizte Vater.

„Da kommt Egon endlich!" rief die kleine Marie, welche mit kindischer Ungeduld die Straße hinunter gespäht hatte. Ein Geräusch von Pf.rdehufen auf dem Sande der Allée in der Vorstadt, in welcher des Präsidenten Wohnung lag, ließ sich jetzt vernehmen. In raschem Galop trug sein glänzend schwarzer Rappe den Officier heran, dessen schlanke und doch kräftige Gestalt von der Mutter und den ältern Schwestern mit freudigen Blicken begrüßt wurde. Sein schneller fester Schritt ward hörbar auf der Treppe, und der Gegenstand der Erwartung und des Mißfallens seines Vaters stand demselben ahnungslos gegenüber.

Heiter, frisch und offen, wie man es nur mit sechs und zwanzig Jahren ist, eilte er auf seine Eltern zu, küßte der Mutter die Hand, und bat den Vater um Verzeihung wegen seiner verspäteten Erscheinung.

„Der Oberst hatte mich zu sich beschieden und hielt mich bis jetzt auf," fügte er erklärend hinzu.

„Was wollte er denn von Dir?" fragte der Präsident, „war es im Dienste, oder in Privatangelegenheiten, daß er Dich sehen wollte?"

Egon entgegnete zögernd: „Privatangelegenheiten . . ."

„Und was betrafen sie, wenn man fragen darf?“ forschte der Präsident neugierig.

Egon schwieg.

„Ich errathe es; gewiß wünscht er Deinen Rappen zu kaufen, er machte mir einige Andeutungen hierüber; hat er Dir einen guten Preis geboten? Du bist doch ohne Zweifel darauf eingegangen?“

„Nein, lieber Vater; er bot mir zwar 80 Louisd'or für den Rappen, doch Du weißt, daß dieses Pferd mein Stolz, meine Freude ist, daß ich es mir schwer erkämpft habe; ich kaufte es, als es so schwer und gefährlich zu reiten war, daß es Niemand haben wollte, zu einem vergleichsweise niedrigen Preise. Seitdem habe ich mit der Dir bekannten, mir verliehenen Muskelkraft seinen Widerstand gebrochen, und nach manchem harten Kampf den Rappen so zugeritten, daß er wie ein Lamm geht. Da ich nicht in den Verhältnissen bin, theure Pferde zu kaufen, so werde ich voraussichtlich nicht leicht wieder einen solchen Vollbluthengst acqueriren; ich bin daher nicht gesonnen, ihn zu verkaufen, und habe es dem Obersten ausgesprochen.“

„Daran hast Du sehr unrecht gethan;“ rief der Präsident aufgebracht. „Durch diese thörichte Eitelkeit, nur Vollblutpferde reiten zu wollen, hast Du nicht allein einen bedeutenden pecu-

niären Vortheil verscherzt, sondern was mehr ist, Du hast Dir Deinen Chef zum Feinde gemacht, der den größten Einfluß auf Dein Avancement ausüben kann und Dir schaden wird, um Dich für Deine Ungefälligkeit zu strafen!"

„Oberst Heilbrum ist ein Ehrenmann," entgegnete Egon, „und selbst wenn mir diese Angelegenheit in seiner Meinung geschadet hätte, so werde ich niemals durch solche feige Nachgiebigkeit meine Vorgesetzten zu bestechen suchen. Ich thue meine Pflicht im Dienste, und bin nicht gesonnen, außer diesem der Sklav meiner Vorgesetzten zu sein!"

„Du redest, als ob Du unabhängig wärest, wie Dein reicher Vetter Max. Doch weißt Du sehr wohl, daß Du eine Carrière machen mußt, um in der Welt fortzukommen; ich rathe Dir, Deinen hochfahrenden Ton zu den Verhältnissen herabzustimmen, in welchen wir nun einmal leben."

Glücklicherweise unterbrach jetzt das Mittagsessen die peinliche Unterredung. Man setzte sich nieder, in der gespannten Stimmung, welche gewöhnlich einem Auftritt, wie dem so eben geschilderten, zu folgen pflegt. Vergeblich bemühten sich Frau von Astenberg und ihre beiden Töchter Helene und Hedwig, die Unterhaltung in ungezwungener Weise einzuleiten und aufrecht zu erhalten. Der

Präsident antwortete einsilbig und vermied es, mit Egon direct zu sprechen. Dieser bemühte sich vergeblich, seine Bewegung zu überwinden und unbefangen mitzusprechen. Es war ihm fast unmöglich, etwas zu genießen.

„Wo warst Du gestern Abend?“ fragte ihn die Präsidentin unter andern Versuchen, ihn in's Gespräch zu ziehen; „wir haben Dich vergeblich erwartet. Dein Vater gab eine kleine Soirée und vermißte Dich sehr, um eine Whistpartie zu vervollständigen. Da Du gestern dem Abschiedsdiner beiwohntest, welches Deine Kameraden dem Vetter Max gaben, so schickten wir Abends in Deine Wohnung, um Dich zu benachrichtigen: doch warst Du nicht aufzufinden.“

„Sehr natürlich, liebe Mutter, da ich von dem bewußten Diner nicht mehr dorthin zurückkehrte, sondern den Vorschlag meines Vetters annahm, mit ihm Abends auszugehen.“

„Der Umgang mit Max Astenberg,“ unterbrach ihn lebhaft der Präsident, „ist ein solcher, den ich für Dich nicht billigen kann, und Dir sehr rathen muß, ihn möglichst einzuschränken. Max ist ein reicher, unabhängiger, junger Mann, der nur zu seinem Vergnügen einige Jahre in Deinem Regimente Dienste thut. Er ist müßig, allen Zerstreu-

ungen hingegeben, und statt etwas Tüchtiges zu leisten, betrachtet er den Genuß und Zeitvertreib als seinen Lebenszweck. Er lebt im Verkehr mit den jungen Diplomaten und reichen Müßiggängern der Stadt; er verleitet Dich zu kostspieligen Thorheiten, Soupers und Spielgelagen, von welchen Du Dich bei Deinen beschränkten Verhältnissen fern halten mußt, wenn Du nicht mit Schulden und Elend enden willst, wie so mancher andere Officier, der es reichen Kameraden gleich thun will, ohne die Mittel zu haben." —

„Wenn Du nicht willst, lieber Vater, daß ich mit meinen Kameraden verkehren soll, warum ließest Du mich denn bei einem Garderegiment eintreten?"

„Du weißt sehr wohl, daß dieses der einzige Weg ist, bekannt zu werden und eine Carrière zu machen. Mit Vernunft und Beschränkung Deines Umganges kannst Du es sehr wohl durchführen; doch gilt es, sich herabzustimmen zu seinen Verhältnissen, mein Sohn! Wollte Gott, ich wäre reicher, aber Du weißt selbst, was Dein Bruder als Attaché bei der Legation, was Deine jüngeren Brüder verbrauchen und daß ich in der Residenz meiner hohen Stellung gemäß leben muß. Wohin gingst Du mit Max gestern, gewiß zu einem seiner kleinen Soupers mit einer Partie Tarok?"

„Nein, lieber Vater; Max hatte mir längst versprochen, mich in dem Hause des Grafen Schönau einzuführen und da der Graf es ihm erlaubt, so nahm er mich mit dorthin.“

„Welchen Eindruck machte er Dir, und seine schöne Tochter Elisabeth?“ fragte Frau von Astenberg.

„Der Graf ist ein jovialer Mann, der mich sehr freundlich einlud, sein Haus öfters zu besuchen. Die junge Gräfin ist ganz hübsch, und entspricht ihrem Ruf der Liebenswürdigkeit in der That,“ entgegnete Egon mit einem leichten Anfluge von Röthe auf seiner Stirn.

„Graf Schönau ist auch einer der Aristokraten aus der Provinz, welche diesen Winter in der Residenz ihren Luxus entfalten,“ bemerkte der Präsident, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, den ihm stets reiche, unabhängige Leute erregten, indem er seine genirte Stellung mit der ihrigen verglich.

Herr von Astenberg hatte von seinem Vater, der über seine Verhältnisse glänzend gelebt, nur einen guten Namen und verschuldete Güter geerbt. Er fand sich daher veranlaßt, sein Heil im Staatsdienste zu suchen. Gute natürliche Anlagen, eine unermüdliche Thätigkeit machten ihn zu einem tüchtigen Geschäftsmanne, und endlich erreichte er das Ziel seines Ehrgeizes, eine bedeutende Stellung und

ein hohes Amt im Staate. Da dieses seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, so sah er sich veranlaßt, seine Güter zu verpachten, deren Ertrag kaum hinreichte, die Zinsen der darauf lastenden Schulden zu decken. In früher Jugend hatte Herr von Astenberg sich verheirathet mit einer Frau von sanftem, nachgiebigem Charakter und geringen geistigen Fähigkeiten. Sie brachte ihm ein unbedeutendes Vermögen zu, beschenkte ihn aber mit einer Reihe blühender Kinder, deren Versorgung nebst den Anforderungen seines Ranges bei den geringen Einkünften des Präsidenten ihm viele Schwierigkeiten verursachten. Obgleich sein Gehalt ein beträchtlicher war, so reichte er doch kaum aus, die vielen Anstandsausgaben zu bestreiten, die seine Stellung erheischten, und mit dem Heranwachsen seiner Kinder vermehrten sich seine Sorgen. Das geringe Vermögen seiner Gemahlin war zum größten Theile zugesetzt worden, um die kostspielige Erziehung seiner Söhne und deren Anstellungen durchzuführen. Ehrgeizig und eitel wie der Präsident war, hatte er für seinen ältesten Sohn um eine Anstellung in einem der Garderegimenter nachgesucht, für den zweiten die diplomatische Laufbahn erwählt. Seine beiden erwachsenen Töchter mußten bei Hofe erscheinen, und die Carnevalsfreuden mitmachen; namentlich durften

sie bei keinem Rout der Gesandten oder ministeriellen Empfangstage fehlen.

Frau von Astenberg hatte zwar öfters Einschränkungen angerathen, doch ihr Gemahl ihre Vorschläge stets mit dem Argument zurückgewiesen, daß seine Stellung in der Welt diese Lebensweise von ihm verlange und er nicht herabgehen dürfe, ohne sich zu compromittiren. Von früh auf gewohnt, mit Untergebenen zu verkehren, da seine Beamtenlaufbahn eine glückliche gewesen, war Herr von Astenberg gewohnt, sich für unfehlbar zu halten. Widerspruch konnte er nicht ertragen; auch in seinem Hause war er an keinen Widerstand gewöhnt, da seine Gattin in schweigender Ehrfurcht sich seinem Willen fügte.

Nur als die Söhne heranwuchsen, machte sich in diesen ein selbstständiges Element ihm gegenüber geltend. Sie fühlten sich Männer und wollten nicht mehr als Kinder betrachtet und behandelt werden. Der Präsident war ein gewissenhafter und liebevoller Vater; er wollte das Glück seiner Kinder, aber nur auf seine Weise sollten sie glücklich sein; er forderte blinden Gehorsam, wollte Alles wissen, Alles entscheiden, und verfiel in den Fehler der meisten Eltern, daß sie nicht den rechten Zeitpunkt erkennen, wo ihre Kinder aufhören, unmün-

dig zu sein, und bei vollkommen entwickelter Intelligenz von ihnen als Freunde behandelt werden sollten. Könnten sie diesen Uebergang schön und freiwillig einleiten, ihnen Vertrauen zeigen, Selbstständigkeit gewähren, so würde ihr Rath stets willkommen, ihr Einfluß ein heilsamer, ihr Verhältniß ein beglückenderes sein, als man es in so manchen Familien trefflicher Menschen antrifft.

Im Astenberg'schen Hause war es nicht so, und daher entstanden Reibungen und Störungen der Eintracht, wie wir sie im Eingange dieser Erzählung geschildert haben, zu welcher wir jetzt zurückkehren.

Das unerfreuliche Mittagsessen war vorüber, die Familie saß beim Kaffee, als man den Minister des Innern anmeldete.

So verstimmt der Präsident so eben noch gewesen, als er sich den Widerwärtigkeiten seiner Lage grübelnd hingab, so erheiterte sich jetzt sein Blick. Er eilte dem vornehmen Besuche entgegen, begrüßte ihn mit zuvorkommender Devotion und führte ihn in sein Cabinet. Man hörte die Herren scherzen und lachen. Frau von Astenberg begab sich in ihr Boudoir, um Siesta zu halten; Helene benutzte die Zeit, um eine Freundin zu besuchen; die jüngeren Geschwister zerstreuten sich in ihre

Zimmer, und Egon folgte seiner Lieblingsschwester Hedwig in ihr Gemach, wo die beiden Geschwister im Austausch ihrer Zuneigung die Gemüthlichkeit fanden, welche ihnen sonst im elterlichen Hause abging.

Zweites Kapitel.

Bruder und Schwester.

Hedwig's kleines Zimmer trug das Gepräge ihres Innern: Ordnung, Harmonie und Schönheitssinn, welcher auch mit geringen äußern Mitteln die Umgebung angenehm zu gestalten vermag, war unverkennbar darin; beim Eintritte in dasselbe fühlte man sich behaglich und wohl. Die letzten Strahlen der winterlichen Abendsonne durchglänzten die frischgrünen Epheuranken und Gummibäume, die ihren Arbeitstisch umgaben. Keine auffallenden Farben ermüdeten das Auge an Tapeten und Möbeln; Alles war übereinstimmend und sorgfältig geordnet, wenn auch vom einfachsten Material; zahlreiche Skizzen in einfachen Rahmen zeugten von ihrer Geschicklichkeit im Zeichnen, eine angefangene Arbeit von ihrer Häuslichkeit, und eine ausgewählte kleine Bibliothek von ihrem Geschmack an Lectüre und ernster Beschäftigung. Kurz, ein aufmerksamer

Beobachter konnte leicht beim Ueberblicke dieses Raumes Aufschluß erhalten über das stille Wirken und Leben dieses Mädchens, welches hier jene Vorbereitungszeit im Frauenleben zubrachte. so arm an Erlebnissen, Pflichten und Beruf, so reich an Zukunftsträumen, Hoffnungen, Täuschungen, wie diese Epoche vor der großen Entscheidung derselben zu sein pflegt.

Egon hatte sich auf dem Divan niedergelassen — die Schwester mit bedeutsamen Blicken ihm das Feuerzeug gereicht, um die Cigarre anzuzünden.

„So willst Du mich wirklich mit dieser nachsichtsvollen Erlaubniß verziehen?“ sagte Egon, indem er zögernd das Etui hervorzog; „aber, liebes Schwesterchen, was wird die Mama sagen, oder Helene, wenn sie den verrätherischen Duft in Deinem Mädchenzimmer entdecken?“

„Wir öffnen ein Fenster, lieber Egon; ich weiß ja, daß Du nicht recht behaglich bist, wenn nicht die blauen Wolken Dich umgeben. Ihr Männer seid stets guter Laune, wenn Ihr raucht, wie sollten wir denn nicht gern die Cigarre dulden, um Euch vergnügt zu machen. Namentlich heute, lieber Bruder, möchte ich Dich gern comfortabel bei mir sehen, da Du es leider beim Mittagsessen so wenig warst.“

„Jawohl!“ rief Egon, der nur dieser Anspielung bedurfte, um sein übervolles Herz durch Mittheilung zu erleichtern. „Du hast Recht, liebe Hedwig. O, es ist hart, daß ich nur hier bei Dir mich frei und behaglich fühlen kann, während im Verkehr mit meinen Eltern Reibungen fast unvermeidlich sind.“

„Dennoch thust Du nicht Recht, Dich so sehr von dem elterlichen Hause zurückzuziehen, wie Du es, besonders Abends, in letzter Zeit gethan. Glaube mir, der Vater empfindet es mit Bitterkeit, noch heute klagte er darüber, und der Mutter thut es in der Seele weh!“

„Aber, liebe Schwester, sage selbst, nach Scenen wie der heutigen ist es kein Wunder, wenn ich mich überall anderswo wohler befinde, als zu Hause? Sind wir Abends beisammen, so pflegt der Vater in seinen Zeitungen oder Lectüre so versunken zu sein, daß er stets mißbilligend aufblickt, wenn wir ihn durch unsere Unterhaltung stören. Oder er fragt nach Allem, was ich gethan, wo ich gewesen, als setzte er das größte Mißtrauen in meine Handlungsweise, will Alles bestimmen, und betrachtet jede abweichende Meinung, die ich zu äußern wage, wie eine Auflehnung gegen seine väterliche Autorität. —“

„Dazu, Hedwig, das Leben voll Schwierigkeiten, welches ich genöthigt bin, in Verhältnissen zu führen, welche nicht mit meinen Mitteln im Einklang stehen. Bei der geringen Zulage, die ich erhalte, der großen Menge von durchaus unvermeidlichen Anstandsausgaben, welche ein Gardeofficier in der Residenz machen muß, kann man nur mit den peinlichsten heimlichen Entbehrungen durchkommen, ohne Schulden zu machen. O, ich bin es so gründlich müde, dieses Scheinleben, dieses glänzende Elend! wüßte ich nur etwas Anderes zu beginnen, ich würde lieber heute als morgen meinen Abschied nehmen."

„Aber, das ist unmöglich, lieber Egon! Du mußt aushalten, bis Du avancirst und Dein Gehalt sich bessert."

„Das kann noch Jahre dauern, und welche Existenz bis dahin?" rief Egon aus, indem er im Zimmer unmuthig auf und nieder ging.

„Wer weiß, wie bald unsere Verhältnisse sich ändern können, lieber Egon!" entgegnete beruhigend die Schwester. „Es ist bekannt, daß unser Onkel von Hohenastenberg keine anderen Erben hat, als unsern Vater und Max Astenberg. Dem reichen Vetter wird er seine Güter nicht hinterlassen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach Dir, den er stets so gern hat, dem er so endlose Geschichten

aus seiner Jugend erzählt, der ihn so geduldig anhört. Diese Hoffnung ist doch wohl im Stande, Deinen Muth aufrecht zu erhalten, wenn die Gegenwart oft drückend auf Dir lastet."

„Liebe Hedwig, Du redest mit dem Vertrauen der ersten Jugend: der Onkel ist zwar nahe an achtzig Jahre, kann aber bei seiner ruhigen, vegetativen Lebensweise immer noch zehn Jahre leben; auch ist es Unrecht, auf Jemandes Tod zu hoffen. Und wer sagt uns denn, daß er uns, und nicht Max zum Erben haben will; es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß er den Sohn des jüngeren Bruders, der ohnehin durch das Vermögen seiner Mutter so reich ist, zu seinem Erben machen wird, und uns, da wir dessen so sehr bedürfen, enterbt; — doch wer weiß, welche Entscheidung der alte Herr trifft — jedenfalls ist es sicherer, nicht zu fest darauf Rechnung zu machen."

„Du hast Recht, lieber Egon . . . nicht rechnen, doch hoffen magst Du immerhin darauf und die Gegenwart um der Zukunft willen leichter ertragen."

„Nein, nein, das ist nicht meine Sache: Ihr Frauen speis't Euch gern mit Hoffnungen und Illusionen; ich bedarf kräftigerer Speise und handle lieber in der Gegenwart mit Energie, anstatt zu warten auf eine Abhülfe, die vielleicht niemals ein-

treffen wird. Nein, ich habe einen andern Plan, und wenn Du mir Verschwiegenheit gelobst, so will ich ihn Dir mittheilen."

„Ah! ich errathe;" rief Hedwig, „Elisabeth Schönau —"

„Gott bewahre!" unterbrach sie Egon, indem eine tiefe Röthe seine Stirn überflog, „Du mißverstehst mich gänzlich. Du weißt, daß Buchenwalde zwar noch das Eigenthum des Vaters ist, ihm aber bei schlechter Administration — wie ich aus guter Quelle weiß — fast gar keinen Ueberschuß liefert, nachdem davon die Zinsen der darauf haftenden Schuldcapitalien gedeckt sind. Ich wünschte, er könnte sich dazu entschließen, mir das Gut abzutreten; ich würde meinen Abschied nehmen, das Gut bewirthschaften, und mit der Zeit und besserer Ueberwachung vielleicht mehr herausbringen. Jedenfalls würde mir das Leben auf dem Lande, wo man seine Lebensweise nach den Verhältnissen einrichten kann, nicht reicher zu scheinen braucht, als man ist, hundertmal mehr zusagen, als dieses verwünschte Scheinleben hier in der Residenz."

„Wie, Du wolltest alle Hoffnung aufgeben, eine Carrière zu machen, alle Freuden der Geselligkeit; Dich für immer in der Einsamkeit des Landlebens befriedigt fühlen, so jung wie Du bist?"

„Ich bin sechs und zwanzig Jahre alt, und habe bereits mehrere Jahre den nichtssagenden Kreislauf des Vergnügens mitgemacht. Ueberdies bin ich zu ernst, meine Lage ist eine zu sorgenvolle stets gewesen, um mich darin die Befriedigung fühlen zu lassen, wozu ein guter Beutel, ein frischer Jugendmuth, etwas Leichtsinn, Frivolität und endlich vor Allem — Unabhängigkeit gehört. Nein, ohne Bedauern würde ich hier Alles aufgeben, um in Buchenwalde meinen Kohl und Kartoffeln zu pflanzen; Du, mein Schwesterchen, könntest mir den Haushalt führen — nun, was sagst Du dazu, ist das nicht ein ganz hübscher Plan?"

„Charmant; nur fürchte ich, nicht ausführbar!"

„Warum?"

„Wie, Du glaubst wirklich, der Vater würde sich dazu entschließen, Dir sein Gut abzutreten?"

„Er würde allerdings einige Schwierigkeiten machen, doch, wenn es mir gelänge, ihn von der Nützlichkeit desselben zu überzeugen?"

„Das eben wird Dir nicht gelingen."

„Nun, wir werden es ja sehen; lasse mir wenigstens diese Aussicht auf einen Hafen der Ruhe, worin ich mein Lebensschiff ankern kann, wenn es gar zu stürmisch auf dem See meiner Schwierigkeiten wird."

„Lassen wir diesen Plan ruhen, Egon; ich weiß einen bessern Ankerplatz für Dein Lebensschiff: eine liebliche Insel mit einer verführerischen Syrene darin, die sehr schön singt. — Apropos, hast Du sie gehört, singt sie wirklich so schön, ist sie so liebenswürdig, wie hat sie Dir gefallen?" —

„Das sind viele Fragen in einem Athem und ich weiß nicht einmal wen Du meinst."

„Du Heuchler verstehst mich sehr wohl, das sagt mir Deine Röthe. Doch ich will nicht weiter fragen, ich sehe, es ist Dir unangenehm."

Mit dem Tact der Frau fühlte Hedwig, daß dieses ein Thema sei, welches den Bruder zu tief berühre, um darüber zu scherzen, daß der Eindruck, den die junge Gräfin Schönau auf ihn gemacht, ein zu tiefer gewesen, um sich darüber gern auszusprechen. Sie wendete das Gespräch und sagte:

„Helene bleibt ungewöhnlich lange aus. Wenn sie nur pünktlich zum Thee zurückkommt; sonst möchten die Eltern es mißbilligen. Die Mutter hat es überhaupt nicht gern, wenn sie viel mit Harfeld's verkehrt, welche Sonsdorf's Neigung zu ihr beschützen."

„Es ist eine traurige Geschichte," erwiderte Egon, indem er seine Cigarre wegwarf. „Die arme Helene dauert mich von Herzen, was soll aus dieser langjährigen Courmacherei werden? Die Eltern

werden und können eine Heirath bei so wenig Vermögen beiderseits nicht zugeben."

„Vielleicht wird Sonsdorf bald Hauptmann."

„Wo denkst Du hin; in zehn Jahren kaum; es ist eine Thorheit, das Schlimme dabei, daß sie sich so oft sehen; auf allen Bällen, Gesellschaften, stets erneuert sich die Neigung, trotz aller Vernunft und guten Vorsätzen. Welch' ein Unglück ist es doch, arm zu sein!" rief Egon bitter aus. „Wie glücklich könnten wir Alle sein, wie z. B. unser Vetter Max, der wirklich keine andere Sorge kennt, als wie er seinen Tag am genußreichsten hinbringen soll."

„Möchtest Du mit ihm tauschen?"

„Mit seinen Verhältnissen gewiß — seiner Individualität ... nein, er ist zu oberflächlich, zu frivol, weiß sich nicht zu beschäftigen, und langweilt sich, glaub' ich, oft genug."

„Sollte seine Richtung nicht die Folge seiner Verhältnisse sein?" fragte Hedwig. „Ich glaube, daß in dem frühen Genusse und dem Bewußtsein einer bereits fertigen, glänzenden Existenz eine große Versuchung liegt, und daß ein solches Leben selten so kräftige, tüchtige Leute hervorbringt, als sie der stete Kampf mit widrigen pecuniären Verhältnissen erzeugt. Das laß Dein Trost sein, lieber Egon, und mein der Stolz, daß Du nicht bist wie Vetter Max!"

„Ich danke Dir, mein Schwesterchen," rief Egon, indem er ihr zum Abschiede die Hand reichte: „ich muß jetzt fort; ich danke Dir für die gute Stunde, die Du mir gewährt hast; heute wie stets verlasse ich Dein Stübchen leichtern Herzens, als ich eintrat."

Eine Thräne glänzte in Hedwig's Auge, als die schöne, jugendliche, kräftige Gestalt ihres Bruders das Zimmer verließ und sie das Fenster öffnete, um den blauen Cigarrendampf ausströmen zu lassen. Ihr Auge ruhte auf dem klaren winterlichen Abendhimmel, und brünstige Gebete für sein Wohl sandte sie hinauf zu dem Lenker unserer Schicksale.

Drittes Kapitel.

Ein Ball in der Residenz.

Der Carneval hatte begonnen, und selten die Residenz einen glänzendern erlebt. Die Kammern waren versammelt; aus allen Theilen des Landes strömten Fremde herzu, um den zahlreichen Festen beizuwohnen, welche der Hof, die Minister und Diplomaten veranstalteten. Auch die reichen Magnaten der Provinz öffneten ihre Häuser; eins der gastfreisten war das des Freiherrn von Sahrendorf, den seine Verhältnisse nöthigten, den Winter in der Hauptstadt zu verleben. Er war erst seit wenigen Jahren mit einer schönen lebenslustigen Frau vermählt; ihre Ehe blieb kinderlos; der Mangel an Beschäftigung und höheren Interessen machte sie um so geneigter, sich den geselligen Freuden hinzugeben. Frau von Sahrendorf war eine jener Personen, die stets etwas Besonderes vor haben müssen, was sie anregt und beschäftigt. Sehr willkommen war es

ihr, wenn Verwandte vom Lande in die Residenz kamen, welche sie einführen und beschützen sollte. In diesem Winter war sie daher ganz besonders in Anspruch genommen, da ihre Cousine, die junge, reiche Gräfin Elisabeth Schönau ihr Debüt in der Gesellschaft der Hauptstadt machen sollte, und Graf Schönau sie gebeten hatte, dieselbe vorzustellen. Mit Eifer nahm Frau von Sahrendorf sich dieser angenehmen Aufgabe an; sie hatte bald die Genugthuung zu sehen, wie ihrer Schutzbefohlenen von allen Seiten gehuldigt und sie die herrschende Schönheit des Winters zu werden schien.

Ein glänzender thé dansant fand im Sahrendorf'schen Hause Statt, es dauerte eine Stunde, bis die Menge der Equipagen ihren glänzenden Inhalt unter dem Fahrthor des Hotels abgegeben, wo zwei Reihen neugieriger Gaffer einen flüchtigen Anblick des Ballstaates mit Stunden langem Warten in der bittern Januarkälte willig erkauften.

Die Treppen waren mit blühenden Camelien- und Blattpflanzen-Gruppen geschmückt, zwischen denen die Gäste auf weichen Teppichen lautlos hinaufstiegen in die Säle, wo sie der Glanz der Kronleuchter, in den zahlreichen Spiegeln vervielfältigt, empfing. Duftige Sylphiden schwebten in den weißen und goldenen Gemächern umher, dazwischen die Matro-

nen mit rauschenden Stoffen, stolzwehenden Federn, goldgestickte Uniformen und elegante Dandys wogten bunt durcheinander. Das Gemisch der verschiedensten Parfüms mit dem Aroma der Treibhauspflanzen und die Wärme der Wachskerzen bildete jene eigenthümliche Atmosphäre eines solchen Raumes, welcher dem Vergnügen gewidmet scheint, und den Eintretenden mit einer Art Zauberduft umfängt. Noch ist Alles frisch; die Toiletten, die Wangen, die Augen leuchtend vor Erwartung und diese erste Stunde, wo die Geister noch lebensvoll, die Laune noch heiter, das Vergnügen noch vor den Gästen liegt ist unstreitig der schönste Moment eines Balles.

Stumme Begrüßungen oder die nichtssagenden Phrasen einer Ballconversation wurden gewechselt, und mit zerstreuten Blicken beantwortet, auf spiegelglattem Parquet flogen die tanzenden Paare dahin; die ältern Zuschauer suchten bequeme Plätze, das Ganze zu überschauen.

Auf einem Divan in einer Ecke des Tanzsaales saß die Generalin Hönau, und verfolgte die Tanzenden mit dem Interesse einer Mutter, welche dem ersten Auftreten ihrer Tochter, deren Erfolgen oder Demüthigungen entgegen harrt.

Erst seit Kurzem zu diesem Zwecke vom Lande herein gekommen, fühlten sich der General und die

Generalin Hönau so fremd und unbehaglich in diesen Kreisen, wie so manche Eltern, die sich verpflichtet glauben, ihren Kindern solche Opfer ihres Comforts zu bringen. Der General stand resignirt neben seiner Frau und sah mit Genugthuung, wie seine Emmy, ein rosiges, etwas massives Landkind, sich mit einem blutjungen, eben aus dem Cadettenhause gekommenen Fähnrich unter dem Kronleuchter herumdrehte. Beide schienen gleich unbeholfen und verlegen und glaubten sich wundervoll zu amüsiren, denn es war ihr erster Ball.

Da kam die runde wohlbeleibte Figur des gutmüthigen kleinen Kammerherrn von Essenheim durch das Gedränge und nahm ihre Richtung gerade auf das isolirte Elternpaar zu. „Liebster Hönau!“ rief er entzückt aus, „Sie hier! welche Ueberraschung, die Generalin ist doch auch hier? Ei ja wohl, da sitzt sie ja: Gnädige Frau erlauben Sie, daß ich mich Ihnen zu Füßen lege! schon lange in der Stadt? Das Fräulein soll tanzen, Sie haben Recht, wir sind auch jung gewesen, das darf man nicht vergessen. Aber General, Sie sind jünger geworden seit wir uns zuletzt gesehen! Nun wie geht es in der Residenz?“

„Wie's eben geht auf einem Balle, wo man keinen Menschen kennt;“ erwiderte der Veteran. „Ich danke Gott, daß ich Sie sehe. Glauben Sie

mir, Essenheim, alter Freund, es ist ein verdammt schlechter Spaß aus seinem behaglichen Neste zu Hause herzukommen in eine elende chambre garnie, Visiten zu machen ohne Ende, sich in einem heißen Ballsaale müde zu stehen — aber was soll man machen, man ist einmal Vater!"

„Sie haben Recht; aber es wird besser werden. Soll ich Sie bekannt machen, behülflich sein, sich etwas besser zu unterhalten."

„Nein nein, nur nicht vorstellen!" wandte der General lebhaft ein, „lieber nennen Sie mir einige der hervorragendsten Persönlichkeiten; setzen wir uns nieder; hier ist ein vacanter Platz."

„Gut ich will Ihnen unsere Notabilitäten nennen: Sehen Sie dort die Dame im schwarzen Sammet mit Diamanten, strahlend wie die Königin der Nacht? das ist die Fürstin X, die russische Gesandtin, dort der blasse Herr, ihr Gemahl, der mit ihm redet der Minister des Auswärtigen. Die schlanke Dame im blauen Moiré mit Marabouts, mit der feinen Taille, den markirten Zügen, dem schönen Fuß — sehen Sie, wie sie ihn graciös wirft, das ist die Legationsräthin Hartefelde. Der Herr mit der Brille mit dem sie sich so eifrig unterhält ist einer unserer Gelehrten: der Hofrath Buchfink, denn sie ist so eine Art Schöngeist; ich liebe sie nicht, diese gelehrten Frauen, da lobe ich

mir unsere Wirthin, die Sahrendorf; das ist eine Dame über alles Lob erhaben; welche Thätigkeit, wie ist ihr Haus montirt, und wie ißt man bei ihr! Sie hat einen französischen Koch, den besten — doch nein, den hat mein Schwager Schönau — ich würde Ihnen rathen, seine Bekanntschaft zu machen, General, denn er giebt exquisite Diners. Ich werde Sie vorstellen. Sehen Sie dort, das bildschöne Mädchen in dem blüthenweißen Kleide mit den weißen Rosen im kastanienbraunen Haare, das ist meine Nichte, die schöne Else, auf welche wir stolz sind."

„Wo, welche meinen Sie?" fragte der General, indem er seine Augen vergeblich anstrengte, aus dem Gewühl der Tanzenden die Blüthenweiße herauszufinden, denn die Meisten waren umgaukelt von Wolken dursichtiger weißer Stoffe.

„Dort tanzt sie eben fort mit dem schlanken Gardeofficier!

„Ein prächtiger Kerl!" entgegnete der General. „Welche Schulter! Die stolze Haltung gefällt mir." Den alten Militair interessirte der junge wohlgebildete Officier mehr, als alle blüthenweißen Tänzerinnen, seine eigne Tochter ausgenommen, die im feuerrothen Krepp herumflog, welcher mit ihren hochgerötheten Wangen eine Schattirung bildete.

„Ja, es ist wahr, ein schöner Mensch, der junge

Astenberg; es ist der Egon, der älteste Sohn des Präsidenten Astenberg."

„Ah, meines alten Bekannten; wie geht es dem?"

„Je nun, er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, nicht ohne Einfluß; der Fürst hält große Stücke auf ihn, nur sehr genirt in seinen Finanzen wie man sagt; dazu die große Familie, —" fuhr der Kammerherr fort, mitleidig die Achseln zuckend. „Sie haben Recht, der Egon ist ein auffallend hübscher Mensch, sehr comme il faut, wohlgesehen überall; einer unserer Lions. Dabei ein tüchtiger Officier, der kühnste Reiter, der flotteste Tänzer; er scheint ein wenig zu tief in die blauen Veilchenaugen unserer Else geschaut zu haben!"

„Ja ja, er sieht ganz strahlend aus; sehen Sie nur, wie eifrig er sie unterhält; nun das wäre ein hübsches Paar, wie für einander geschaffen;" bemerkte der General, der sich stets freute, wenn ein Soldat Glück bei den Frauen hatte.

„Was denken Sie!" entgegnete der Kammerherr lebhaft. „Der arme Lieutenant wäre doch keine Partie für eine Gräfin Schönau, das würde mein Schwager nicht zugeben!"

„Warum nicht? sie ist reich, er ein tüchtiger liebenswürdiger Officier: so sollte es stets sein, reich

und arm sich heirathen; dann würde doch eine Ausgleichung Statt finden."

„Das klingt recht hübsch, ist aber nun einmal nicht der Lauf der Welt," sagte der Kammerherr, indem er heimlich über die barocken Ansichten des alten Veteranen lächelte, denn so erschienen sie ihm, dem Weltmanne. — „Doch jetzt muß ich Sie verlassen," fügte er aufspringend hinzu, „ich sehe dort die Gräfin Hochstolz und die Oberhofmeisterin Förmlich, und eile ihnen meine Huldigungen darzubringen; solche Pflichten darf man nicht versäumen."

Fort war er, sich rechts und links verbeugend, hie und da die Cour machend, während der General ihn mit den Augen verfolgte, die Achseln mitleidig zuckte und den Platz neben seiner Frau einnahm.

„Essenheim ist doch der Typus des Salonmenschen!" sagte er. „Sein ganzer Lebenszweck ist Vergnügen, und ein gutes Diner überhaupt," fuhr er fort, „es ist mir stets, wenn wir vom Lande in die Stadt hereinkommen und die Unterhaltungen, Interessen und kleinlichen Eitelkeiten der sogenannten vornehmen Welt um uns her sich entfalten sehen — diese ganze colossale Masse von Thorheit beisammen, als träte ich in ein großes Narrenhaus. Wie komme ich mir so weise vor: geht es Dir nicht

auch so, Charlotte — ist es nicht bei diesen Leuten als ob die ganze Welt eine große Vergnügungsanstalt wäre, ihr ganzes Ziel zu genießen, glänzen, reich zu sein und Neid zu erregen!“ —

Ueberlassen wir das Ehepaar vom Lande seinen Reflexionen. Begleiten wir die vom Tanze ermüdeten Damen, welche sich in die kühlern Zimmer begeben, um dort auszuruhen und sich ungestörter zu unterhalten.

Elisabeth Schönau hatte so eben die Bekanntschaft von Hedwig Astenberg gemacht, und in eifriger Unterhaltung mit ihr auf einer Ottomane sich niedergelassen.

Verschiedene junge Leute, unter ihnen die Vettern Max und Egon Astenberg standen umher. Ersterer war in Civilkleidung, von vornehmem, wenn auch weniger bedeutendem Aeußern als der Letztere. Auch er gehörte zu den Verehrern der jungen Gräfin Schönau. Elisabeth war gegen Alle gleich freundlich und unbefangen; sie tanzte und unterhielt sich mit der Frische und Lebhaftigkeit, die ihren achtzehn Jahren gehörte. Obgleich umworben und begehrt von allen Seiten schien sie Niemand einen Vorzug einzuräumen; eine gewisse, ihr eigne jungfräuliche Würde imponirte den meisten jungen Männern, die ihr nahten.

„Elisabeth, es ist spät!“ sagte Graf Schönau, indem er sich seiner Tochter näherte, „bist Du abgekühlt, so komm!“

Die Angeredete stand auf, nahm den Arm ihres Vaters und verschwand; viele bewundernde Blicke folgten der reizenden Gestalt.

Egon Astenberg hatte die Genugthuung ihr im Vorsaale die Mantille von duftigem Schwan um die weißen Schultern zu legen. Der junge Fürst Saltieri begleitete sie bis an den Wagen. Dahin rollte sie, zurückgelehnt in die Kissen, das Schooßkind des Glückes. Bald lag sie im süßen Schlummer, träumte von den schönen Tagen, die sie verlebte, und den noch schönern, die noch kommen sollten, ahnungslos, daß sie den Schlaf von manchem Kopfkissen verscheuchen würde.

Der Ball war zu Ende. Müde und abgespannt suchten die Gäste ihre Lager auf. Die Toiletten waren zerknittert, die Locken hingen schlaff herab, die Augen waren matt, oder vom fieberhaften Glanz der Aufregung leuchtend, die Atmosphäre der Säle heiß und beengend. Von den Vielen, welche sich hier, Vergnügen suchend, eingefunden, hatten nur die Wenigsten ihren Zweck erreicht. — Nur in der ersten Jugend ist solches gewöhnlich der Fall. Wie bald ermüdet das Einerlei solcher Feste. Nur wenn

der Tanz, der Ausbruch jugendlicher Heiterkeit, in bekanntem Kreise ist, ist er ein wahres harmloses Vergnügen. Sobald man vom Baume der Erfahrung im Ballsaale gekostet, ist seine Frische dahin; andere Zwecke werden verfolgt; die Eitelkeit sucht ihre Speise in den Huldigungen! ernste Lebenszwecke werden unter der Maske des Vergnügens verborgen, und wehe, wenn sie auf der frivolen Basis des Wohlgefallens an der eleganten Erscheinung in einem Ballsaale die heiligste folgenreichste Verbindung des Lebens aufführen! — Außerdem findet sich noch die große Menge der Gleichgültigen ein, die in der Erregung dieser Scenen eine Abwechselung ihrer Langeweile hoffen, etwas erwarten, und doch nichts finden, ermüdet, enttäuscht heimkehren, und doch denselben Kreislauf beim nächsten Anlasse wieder beginnen. Warum? — weil sie nichts Besseres an die Stelle zu setzen haben.

Egon und Max Astenberg waren fast täglich im Schönau'schen Hause. Der Graf sah gern Gesellschaft bei sich; namentlich junge heitere Männer von gutem Tone.

Egon war unermüdlich im Anhören seiner Jagdgeschichten und Landverbesserungspläne, während sein Auge auf Elisabeth's schlanker Gestalt ruhte, ihre Bewegungen verfolgte, wie sie mit Grazie

den Thee machte, die Pflichten der Hausfrau erfüllte, denn sie war mutterlos. Oder er hörte mit Entzücken ihrem Gesange zu, der voll und rein aus ihrer frischen Kehle schallte.

Immer tiefer ward der Eindruck auf sein jugendlich empfängliches Herz: schon war es kein Wohlgefallen mehr, es wurde bereits jene süße Qual der leidenschaftlichen Begehr, jene folternde Ungewißheit, ob er ihr gleichgültig, oder den Schatten eines Vorzugs wahrnehmen konnte, den sie ihm vor den Andern einräumte, die Eifersucht mit welcher er diese sich ihr nahen sah und ihr Benehmen beobachtete. Dann folterte ihn das bittere Gefühl seiner beschränkten Verhältnisse: aber im Hintergrunde dämmerte ihm die Hoffnung, einst als muthmaßlicher Erbe seines Onkels von Hohenastenberg Elisabeth als ebenbürtiger Bewerber nahen zu dürfen. Alle diese Gedanken, Furcht, Hoffnung und Pläne, das süße Bild Elisabeth's hielten den jungen Officier oft lange wach, und manchmal dämmerte bereits der erste fahle Schimmer der winterlichen Morgenröthe im Osten, ehe der ersehnte Schlaf seine Phantasie beruhigte.

Viertes Kapitel.

Elisabeth Schönau.

Es giebt Menschen, denen das schöne Loos beschieden ist, schon durch ihre Erscheinung wie der Sonnenschein zu wirken, der Alles erfreut und erwärmt. Ist es ein besonders schöner Gottesgedanke, der sich in den ihm analogen Stoff gekleidet hat, Schönheit und höhere Harmonie der irdischen Materie einhaucht, mit welchem er zeitweise verbunden ward? So wird man oft versucht zu fragen, wenn man besonders liebliche Frauen sieht, die nicht allein der Sonnenstrahl ihres Hauses, der Stolz der Ihrigen sind, sondern auch von den glücklichsten äußern Verhältnissen begünstigt, als Lieblinge Gottes ihren leichten Weg durch die schwere Lebensschule glücklich und beglückend beginnen.

So war es bei Elisabeth Schönau. Das einzige Kind ihres Vaters — der es nicht lange überwinden konnte, keinen Sohn und Erben seiner Lehnsgüter

zu haben — concentrirte sich auf ihr seine ganze Liebe und Sorge. Für sie sparte und sammelte er, so lange sie noch ein Kind war; mit Stolz nannte er sie jetzt eine der besten Partien des Landes. Früh verwittwet, konnte er sich zu keiner zweiten Ehe entschließen, theils weil er seine Frau zu sehr geliebt, theils weil er seiner Else keine Stiefmutter geben wollte. Eine Verwandte und Freundin ihrer Mutter, Frau von Barnau, die Wittwe eines Officiers, die ihr einziges Kind begraben, wurde ihre Erzieherin; sie fand in der Sorgfalt und Liebe, womit sie sich ihrem Pflegling hingab, den Ersatz für ihr hartes Loos und liebebedürftiges Herz. Sie lehrte Elisabeth den Ernst des Lebens kennen und bereitete sie durch eine fromme Erziehung auf die Prüfungen vor, die auch an ihrem heitern Lebenshorizonte einst heraufziehen mußten. Fast ganz auf dem Lande erzogen, führte Else ein heiteres, geregeltes Leben, getheilt zwischen Lectüre und Arbeit, dem Besuche der Nothleidenden und dem Genuß der freien Natur und wurde zu einer jener frischen, an Leib und Seele gleich gesunden Naturen herangebildet, wie man ihnen selten in den künstlichen Verhältnissen der Städte begegnet, wo in dem Pensionsleben so oft die Ueberbildung und der Mangel an Familiensinn erzeugt wird, der dem

Berufe der Frau diametral entgegen ist. Je weniger sie der Geselligkeit bedarf, je mehr sie von früh auf gewohnt war, sich selbst zu genügen, desto besser ist sie für's Leben ausgerüstet, selbst wenn ihr die glänzenderen Bildungsvorzüge und Talente abgehen sollten, die meistens mit dem Brautkleide zusammen abgelegt werden, um vernachlässigt für immer zu ruhen.

Obgleich in der Verborgenheit des Landlebens groß geworden, sollten doch auch diese Vorzüge Elisabeth nicht entgehen. Von einer schweren Krankheit, welche sie betroffen, war ihr eine Schwäche der Brust zurückgeblieben, und die Aerzte riethen ein milderes Klima zum Winteraufenthalte. Graf Schönau eilte den Rath zu befolgen, er lebte mehrere Jahre mit seiner Tochter und Frau von Barnau in Italien und der Schweiz. Dort unter dem sonnigen Himmel des Südens, umgeben von Natur, Kunst und Anregung aller Art, ward Elisabeth's Erziehung vollendet. Sie hatte Talent zu Allem, was sie versuchte und gab sich mit Wärme der Ausbildung ihrer Stimme hin; sie zeichnete, malte und lernte unermüdlich. Arbeit war ihr Genuß, und die reichste, vollständigste Entwicklung ihres Innern der Gewinn, den sie außer der befestigten Gesundheit aus dem Aufenthalte im Süden mit in's Vaterland zurückbrachte.

Das Leben schien ihr überschwänglich reich an Freuden und Genüssen aller Art. „Ich bin zu glücklich!“ pflegte sie angstvoll auszurufen, „so kann es nicht bleiben; aber jetzt will ich dankbar genießen, daß ich so reichlich mit Allem gesegnet bin, was das Herz nur wünschen kann.“ Am froheſten war sie, wenn sie Abends ihrem Vater die Arien der italienischen Opern vorsang, und er mit ihr sich der schönen Tage in Italien erinnerte, oder sie an der Staffelei seine Lieblingsplätze ihm mit dem Pinsel wieder vorzauberte. So beschäftigt sah sie ungern den Winter herankommen, der sie in die Residenz führen sollte. Ihr Vater war Mitglied der Stände, er wollte seine Tochter mit väterlichem Hochgefühle bei Hofe vorstellen und sich an der Ueberraschung weiden, welche ihre seltene reizende Erscheinung nicht verfehlen konnte hervorzurufen. Ihre Gestalt war schlank, biegsam und doch frisch und voll, wie die erste Jugend; die Augen von dem sanft verschwimmenden Blau, welches an Mondschein erinnert, wenn der reiche Schatten des breiten Augenlides und der langen schwarzen Wimpern es in der Ruhe beschattet; und dann wieder, bei der geringsten Anregung erröthend, glänzten Elisabeth's Augen mit dem Feuer des Geistes, welches ihr ganzes Wesen belebte. Ihre Natur war eine jener

reizbaren, leicht erregbaren, die durch die Lebhaftigkeit, womit sie Alles erfassen, so anziehend sind. Auf den Händen getragen von ihrer Umgebung, trübte nichts ihre von Frohsinn und Lebenslust sprudelnde heitere Laune; sie war so liebenswürdig, wie es nur Glückliche zu sein pflegen, ehe das Leben und seine Widerwärtigkeiten störend und erschütternd in den geistigen und körperlichen Organismus eingewirkt, das gesunde schöne Gleichgewicht gestört haben, welches uns bei jungen, frischen Wesen so angenehm berührt. Ganz voll von Italien und seinen Interessen, mit der ganzen Gluth ihrer achtzehn Jahre dafür schwärmend, kam Elisabeth nach der Residenz und fand sich sehr unangenehm berührt von dem geringen Antheil, den man geneigt war, diesem Gegenstande ihrer Unterhaltung zu zollen. Ihre Verwandte, Frau von Sahrendorf, und die Bekannten derselben redeten viel lieber von der letzten Soirée, den beliebtesten Theaterstücken und Stadtgeschichten. Auch die jungen Leute hatten andere Interessen. Elisabeth fand es schwer, die Sprache der Menschen zu reden, unter welche sie sich plötzlich versetzt sah. Die Kreise, in welchen sie sich bewegte, kannten sich genau und hatten die Gewohnheit, einander bei den Vornamen zu nennen oder mit Beinamen zu bezeichnen. Sie verstand

die Anspielungen nicht und blieb fremd den dort verhandelten Unterhaltungsgegenständen.

Um so angenehmer berührte es sie daher, als Max Astenberg seinen Vetter Egon im väterlichen Hause einführte, der mit Wärme und Interesse von Italien mit ihr sprach.

Egon besaß viel Sinn für Natur und Kunst; ja für alles Gute und Schöne. Er hatte sich im Stillen auf's eifrigste fortgebildet, und nicht, wie die meisten seiner Kameraden, mit dem erreichten Grade alle Studien über Bord geworfen, um das Alltagsleben des Berufes oder des Vergnügens zu führen.

Egon Astenberg war ein Mensch von seltener Energie und Ehrgeiz, es blieb sein Streben, in Allem, was er trieb, das Ausgezeichnetste zu leisten; es ging dieses bis in das Kleinste und Unbedeutendste hinab. So unermüdlich wie er halbe Nächte hindurch historische und philosophische Werke studirte, militärische, strategische Ausarbeitungen machte, so eifrig er die neueren Sprachen und ihre Litteratur trieb, eben so suchte er sich in allen Leibesübungen auszuzeichnen. Im Reiten, Turnen, Schwimmen kam ihm Keiner gleich; er unterzog sich mit mitleidsloser Strenge gegen sich selbst den ärgsten Strapazen und Abhärtungen, um seinen Körper zu

einem tüchtigen Werkzeuge des Geistes zu stählen. Doch was ihn vor Allem zu einem seltenen jungen Manne machte, waren die unerschütterlich festen Grundsätze, das strengste Pflichtgefühl, welches aus einem christlich frommen Glauben entsprang. Egon war von einer gläubigen, tief religiösen Mutter erzogen. Ein geistreicher Schriftsteller sagt in seinem Werke über Haus und Familie: „Unsere Religionsbegriffe erhalten wir von Männern, aber beten lehren uns unsere Mütter.“ Glücklich, wen die Mutter früh beten lehrte, es wird der fromme Kinderglauben ein Ankergrund für die Stürme des Lebens bleiben.

Obgleich Frau von Astenberg keine bedeutende Frau durch ihre Intelligenz, so erwarb sich ihr frommes Gemüth, ihre Pflichttreue und Liebe die Verehrung ihrer Söhne. Egon war ihr besonderer Liebling, denn sein reiches, tiefes Gemüth hing mit den festesten Banden am elterlichen Hause, selbst wenn auch sein rasches, etwas schroffes Wesen sich schwer der zu stark ausgeübten väterlichen Autorität fügte. Ein leicht reizbares Ehrgefühl, ein feuriges Temperament und starker Eigenwille waren seine Fehler; wenn auch Egon stets nach dem Besten strebte, so übereilte ihn doch oft die Heftigkeit, er fühlte sich leicht verletzt, wie wir es im Anfange

dieser Erzählung gesehen. Seine eigenthümliche Lage, der Contrast zwischen den Anforderungen einer äußerlich glänzenden, geselligen Existenz mit beschränkten Mitteln brachten ihn unaufhörlich in die unangenehmsten Conflicte. Da waren unvermeidliche Anstandsausgaben, Abschiedsdiners scheidenden Kameraden zu geben, zu Geschenken beizusteuern, welche zum Jubiläum eines Vorgesetzten beschlossen, Pensionen an invalide Unterofficiere oder deren Wittwen, von denen sich Egon nicht ausschließen konnte. Da kamen Veränderungen der kostspieligen Uniform, unbezahlte Schneiderrechnungen; wer zählt die heimlichen Entbehrungen, die schlaflosen Nächte des unbemittelten Officiers, und seine Sehnsucht, diese Lage zu verbessern, war daher natürlich.

Daneben der Vergleich mit Max Astenberg's angenehmer, sorgloser Existenz, dem jeder Wunsch gewährt schien, sobald er in ihm aufstieg. Früh elternlos, hatte er zwar die wohlthuenden Freuden des Familienlebens entbehrt; er war in einem modernen Institut erzogen, wo er nur mit Söhnen reicher Häuser verkehrt und gelernt, Geld, Reichthum und vornehme Geburt als die Hauptvorzüge des Lebens zu betrachten. Während er nur lernte, was unumgänglich nöthig war, wuchs sein Vermögen während seiner Minderjährigkeit unter der

eifrigen Verwaltung seines Vormundes mehr und mehr an. Seine elterlichen Güter stiegen im Werthe: bei seiner Mündigkeitserklärung sah er sich im Besitze eines Vermögens, welches wohl geeignet war, einen jungen Mann mit stolzer Befriedigung zu erfüllen. Von seinen Kameraden geschmeichelt, (denn Max diente zum Vergnügen ein paar Jahre bei der Garde) setzte er seinen Stolz darein, sie zu bewirthen bei Austern und Champagner, oder bei der Bowle und der Partie Tarok ein lustiges Leben des Genusses zu führen. Dabei hatte Max ein gutes Herz und großmüthige Impulse, aber da er nur diesen folgte, so konnte man sich nicht auf ihn verlassen; dennoch war er beliebt, wie es ein so guter Gesellschafter mit einem vollen Beutel zu sein pflegt. Bei seinem Eintritt in die Cirkel der Residenz empfingen ihn die Mütter heirathsfähiger Töchter mit einer Zuvorkommenheit, welche ihn bald eitel und eingebildet machte, so daß er, stets seines Sieges gewiß, sich nicht viel Mühe gab, zu gewinnen. Eine gewisse vornehme Indolenz verlieh ihm den Anstrich des guten Tones, obgleich seine Unterhaltung mit der seines Vetters Egon nicht zu vergleichen war, da ihm die feine gründliche Bildung und das rege Interesse für höhere, geistigere Genüsse fehlte, die Jenen so auszeichneten. Egon gewann durch das,

was er war, Max glänzte durch das, was er hatte.

Kein Wunder, daß Elisabeth Schönau bald empfand, wie viel mehr Egon's Unterhaltung sie befriedigte, und ihm einen entschiedenen Vorzug über seinen reichen Vetter bewies. Mit dem glühendsten Antheil ließ er sich von ihr Italien schildern, betrachtete er ihre Malereien und sprach den Wunsch aus, auch das schöne Land der Poesie und Kunst zu bereisen. Egon gehörte zu den eifrigsten Besuchern des Schönau'schen Salons, während Max ihm oft untreu ward, um ohne alle Gêne im Kreise seiner Freunde bei der Cigarre und den Karten im Clubb zu sitzen. Von Kindheit nicht daran gewöhnt, war ihm das Familienleben und die Häuslichkeit fremd. Max fühlte sich nur wohl im geselligen Verkehr, gab kleine Soupers und schwärmte die Nacht hindurch, wenn Egon Abends heimging, um von Elisabeth zu träumen — in Liebe und Sehnsucht die ungewisse Zukunft vergessend.

Ein bal costumé nahm jetzt die Aufmerksamkeit, ja man möchte sagen, das ausschließliche Interesse der vornehmen Welt in Anspruch. Quadrillen und Aufzüge wurden einstudirt, die Proben brachten die erwünschteste Gelegenheit des häufigen Zusammenseins mit sich: wie hatte Egon gewünscht, Eli-

sabeth's Cavalier in der spanischen Quadrille sein zu dürfen. Doch die großen Kosten eines solchen Unternehmens, das theure Costüm und seines Vaters Worte: „ich hoffe doch nicht, daß Du unvernünftig genug bist, Dich dabei zu betheiligen, da Du nicht die Mittel hast, diese kostspieligen Thorheiten mitzumachen“ — hatten ihn vermocht, diesem Lieblingswunsch zu entsagen.

Nicht ohne Eifersucht sah er, wie Elisabeth an dem Tage des Festes an der Hand eines Gesandtschaftssecretärs reizend in der schwarzen Spitzenmantille mit der rothen Nelke im Haar erschien; doch ein freundlicher Gruß und der Cotillon, den sie ihm gewährte, entschädigten ihn für das Opfer, welches er der Vernunft gebracht hatte.

„Wäre ich Max,“ rief er, „wie hätte ich diese Gelegenheit vorübergehen lassen können, ihr nahe zu sein; doch der ist viel zu bequem und indolent. So ungleich ist stets Wollen und Können vertheilt.“

Fünftes Kapitel.

Eine Schlittenfahrt und verhängnißvolle Worte.

Die Feste und Vergnügungen aller Art jagten sich in dem Maße, wie der Carneval seinem Ende nahete. General Hönau hatte nicht Unrecht, für einen unparteiischen Beobachter mußte es Staunen erregen, mit welcher Energie und Unermüdlichkeit die Gesellschaft den großen Zweck, sich möglichst trefflich zu unterhalten, verfolgte: ob sie ihn erreichte, ist eine andere Frage, deren Beantwortung zweifelhaft schien, wenn man die abgespannten Tänzer, die bleichen erschöpften Damen, die blasirt aussehenden gähnenden Dandys, die gelangweilten, alten Herrn und Damen sah, die den Kreislauf der Visiten, Feste und Routs absolvirten, wie eine durchaus unerläßliche Arbeit. Seit einigen Tagen war ein reichlicher Schnee gefallen. Man sprach von einer großartigen Schlittenfahrt so lange, bis sich Wolken am kalten blauen Winterhimmel zeigten, und bal-

diges Thauwetter prophezeiten. Die Vorbereitungen waren vollendet, als der Schnee bereits anfing, naß und weich zu werden. Eine Schlittenfahrt, das war einmal etwas Neues und geeignet, die übersättigte Gesellschaft anzuregen. Man redete von nichts Anderm.

Egon Astenberg war sehr glücklich, denn Elisabeth hatte sein Erbieten sie fahren zu dürfen, angenommen, und wie es schien, gern; das hoffte er bemerkt zu haben. Dieses Mal mußte die Vernunft schweigen; er hatte sich einen eleganten Schlitten zu verschaffen gewußt, und prächtig nahmen sich seine Rappen in ihrem carmoisin und goldnen Geschirre aus, als sie, scharrend auf dem Platze vor dem Sahrendorf'schen Hause, sich in der Reihe der übrigen eingefundenen Schlitten befanden. Dort war Versammlung. Der Anblick der vielen, mit den edelsten Pferden bespannten, leichten, eleganten Fahrzeuge bot eine wahre Augenweide für den Zuschauer dar.

Auch Max Astenberg nahm Theil an der Partie, und sah mit vieler Genugthuung, daß seine Schimmel mit blau und Silber verbrämtem Geschirre der Fürstin X. nicht unwürdig waren, welche er die Ehre hatte zu fahren.

Endlich waren Alle eingestiegen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Niemand war froher als Egon, wie er die liebliche Elisabeth, in die Tigerdecke wohl eingehüllt, frisch und fröhlich an seiner Seite sah, ihr weißer Spitzenschleier um seine Stirn flog, als sie im fliegenden Galop über die unbefleckten Schneefluren außerhalb der Stadt dahin getragen wurden. Die belebende Frische des Wintertages, gemildert durch den Thauwind, erhöhte das Vergnügen der Fahrt, welche Elisabeth in jugendlicher Unbefangenheit genoß, während Egon's Herz an ihrer Seite stürmisch pochte. Es war ihm als nahte die Entscheidung seines Lebens — jetzt oder nie! dachte er — und dennoch hielt ihn ein Mangel an Muth zurück, seinen Gefühlen Worte zu geben; sobald sie auf die Lippen stiegen, schien es ihm wie eine Vermessenheit, auf ihren Besitz Anspruch zu erheben. Während er an diese Fahrt, wie an eine der inhaltsvollsten Stunden seines Lebens gedacht, so wurde sie mit den banalsten Gesprächen ausgefüllt; die gewöhnlichsten Gegenstände der Unterhaltung — die Gegend, das Wetter, die Pferde, bildeten den Inhalt, denn Egon ergriff zu diesen, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die ihm die Nähe der Geliebten verursachte. Diese saß kindlich ahnungslos an seiner Seite; eben ihre gänzliche Unbefangenheit ließ ihn seine kühnen Hoffnungen wie eine Thorheit

ansehen, und machte es unmöglich auch nur eine Anspielung zu wagen auf das, was ihn so ganz erfüllte, und so verstrich die Stunde — vielleicht die entscheidende im Leben zweier Menschen ungenützt — und keine Welt brachte sie zurück!...

Man war wieder in der Stadt angelangt. Das Diner sollte in einem Hôtel eingenommen, und nachher getanzt werden. Bald saß die Gesellschaft bei Tische. Die frische Luft des Wintertages, das Neue der Fahrt hatte Alle angenehm angeregt; man war animirter und fröhlicher als sonst. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, besonders als der Champagner die Geister noch mehr belebt und erwärmt hatte. In Elisabeth's Nähe saß ihr Onkel, der Kammerherr Essenheim, der zwar sich keinen Schnupfen durch eine Schlittenfahrt holen wollte, aber gern bereit war, an dem darauf folgenden Mittagsmahle Theil zu nehmen. Nun war er freilich indignirt über die vols au vent nach der Suppe, die, wie er behauptete, so schwer waren, daß man sich den Magen damit ruiniren, und über das filet de boeuf, welches so hart wäre, daß man sich seine letzten Zähne damit abbrechen würde; aber er ertrug diese Calamitäten mit stoischem Gleichmuthe, um der angenehmen Gesellschaft willen und tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß er Abends noch ein Souper, über alles Lob

erhaben, bei dem Marquis Albertini zu erwarten hatte.

Er saß neben der Frau von Sahrendorf, welcher er mit besonderer Verehrung zugethan war, und bemühte sich, sie auf's Beste zu unterhalten. Herr von Essenheim war einer jener ältern Junggesellen, die überall gern gesehen sind. Stets gesellig und guter Laune, auf's Genaueste unterrichtet von Allem, was in der Gesellschaft vorgeht, dürfen sie an keinem Theetische fehlen. Wird ein Diner gegeben, so ist ihr Platz eine Nothwendigkeit, denn wer weiß seine ragouts fins mit solcher Kennerschaft zu würdigen, zu prüfen, sein Urtheil so unumstößlich über den neuen Koch, wie eine Sentenz ohne Appellation abzugeben.

Niemand hat aber auch das Recht, so abzuurtheilen wie Baron Essenheim. Denn seine Diners, deren er zwei bis drei im Laufe des Winters giebt, um sich zu revanchiren, bilden das Hauptthema seiner Speculationen und Gedanken. Wer hat eine Ahnung von den Folterqualen, womit er die von Hamburg verschriebenen Türbots, die Whitstabler Austern erwartet, welche ausbleiben, während die verhängnißvolle Stunde des Diners heran naht, von den Combinationen in seinem Kopfe, bis er die kunstreiche Anordnung der Saucen, der farbigen und wei-

ßen in schulgerechter Folge — ihm viel wichtiger als dem Landwirthe die Getreidefolge — vollendet hat, und nun endlich ein Mahl seine Gäste erwartet, von welchem er, die Hände reibend, freudig auf und niedergehend, sagen kann: — es wird über alles Lob erhaben sein!

„Wissen Sie schon die allerneueste Geschichte des Tages, gnädige Frau!“ rief der Baron, sich zu Frau von Sahrendorf wendend, nachdem er so eben einen Kellner mit vernichtendem Blicke abgewiesen, der die Frechheit hatte, ihm einen Hecht, den gemeinsten aller Fische, zu präsentiren.

„Welche!“ fragte die Baronin lebhaft!

„Nun, die neueste Verlobung in der Gesellschaft!“ fuhr der Kammerherr fort, indem er sich lächelnd im Kreise umsah und bemerkte, wie namentlich die jungen Mädchen und Männer gespannt aufhorchten. „Nun die Verlobung des jungen Föhrbach mit. ...“

„Mit wem? mit wem?“ fragten verschiedene Stimmen.

„Mit der kleinen Mehrmann — der Tochter des bekannten Banquiers. ..“

„Mehrmann ... die ist mir gänzlich unbekannt!“ entgegnete Frau von Sahrendorf vornehm.

„Das glaube ich wohl, gnädige Frau; sie kommt

auch nicht in Ihre Kreise; aber sie ist reich, sehr reich, das bestimmte den jungen Mann, denn er hat Schulden, keine Aussichten, einen schönen Namen, ein hübsches Aeußere! — er hat Gebrauch davon gemacht, sich eine comfortable Existenz damit zu erkaufen."

„Pfui, welche Grundsätze Kammerherr; ist die Ehe dazu da?" rief Frau von Sahrendorf.

„Das hätte ich nicht von Graf Föhrbach erwartet," fiel Max Astenberg ein — „diese kleine häßliche Person zu heirathen?"

„Was wollen Sie, man muß nicht so streng urtheilen, lieber Astenberg!" entgegnete Essenheim, der in seiner Gutmüthigkeit sich stets des Angegriffenen annahm. „Föhrbach hat etwas zu rasch gelebt, viel Vermögen hatte er ohnehin nicht; nun kommen die Schulden, die Verlegenheiten; er macht die Bekanntschaft eines reichen Mädchens, das gut, wenn auch nicht hübsch ist, heirathet es — ist ein gemachter Mann, und sie bekommt einen vornehmen, liebenswürdigen Gemahl; nicht wahr Else, man muß nicht so streng urtheilen! leben und leben lassen! ..."

„Nein lieber Onkel," entgegnete die Angeredete lebhaft, „ich bin nicht Ihrer Ansicht; ein Mann, der ein Mädchen um ihres Geldes willen heirathet, ist mir verächtlich. Ich kenne nichts Erniedrigenderes für einen Mann, als wenn er seine Existenz durch

das Vermögen seiner Frau begründet. Der Mann sollte, dächte ich, nur dann heirathen, wenn er seiner Frau eine Stellung, die ihrer würdig ist, zu bieten hat; hat er kein Vermögen, so mag er es erwerben, aber nicht sich um des Geldes willen verheirathen."

„Das ist aber in unseren Zeiten etwas schwer, liebes Kind;" entgegnete der Kammerherr „nach Deiner Theorie würde es wenig Ehen geben. Wenn die Leute erst ein Vermögen erwerben sollen, oder eine hohe Stellung im Staatsdienste erreichen, so werden sie vorher alt, und das Heirathen unterbleibt dann ganz — wie mein Beispiel zeigt."

„Nun das ist ja auch kein Unglück, lieber Onkel," sagte Elisabeth lachend.

Der Streit ging noch weiter. Das stets interessante Thema wurde lebhaft verhandelt und von allen Seiten für und wider beleuchtet.

Nur Egon sprach nicht mit. Gräfin Schönau's Worte hatten ihn getroffen, wie der Blitz aus heiterm Himmel; ihre so eben ausgesprochene schroffe Ansicht, die schneidende Mißbilligung, womit sie die Handlungsweise eines mittellosen Mannes verurtheilte, der sich um ein reiches Mädchen bewarb, war für ihn der Todesstoß seiner stets zaghaften Hoffnungen. Wie lieb war es ihm jetzt, daß er jede Andeutung während der Schlittenfahrt zurückgedrängt;

fest nahm er sich vor, von jetzt an seine Neigung zu unterdrücken und ihr nie wieder Worte zu geben, bis das Schicksal ihn unabhängig und reich, zu einem ihrer würdigen Bewerbern mache. Hohenastenberg — das war der Leuchtthurm der Hoffnung für ihn! — Doch wie entfernt, wie unsicher in weiter Zukunft lag es da, das Ziel seiner Wünsche. Ein schneidender Schmerz wühlte in Egon's Herz; dahin war der schöne Traum, der ihn seit Monaten so glücklich gemacht: er war energisch und fest genug, seinen Entschluß, den Elisabeth's Worte unverzüglich in ihm erzeugt, sie fortan zu meiden ohne Zögern durchzuführen. Ein Augenblick, ein paar Worte und Alles ist verändert um uns her; sie genügen um das Bild des Lebens in ganz anderer Färbung vor uns erscheinen zu lassen. Und doch ahnte Niemand etwas von der zähen Umwälzung in des jungen Mannes Gefühlen. Er wußte sich vollkommen zu beherrschen. Er war ernst und stiller als gewöhnlich, doch nicht auffallend. Mit derselben Freundlichkeit führte er Elisabeth zu dem ihm versprochenen Tanze, hüllte sie in ihren Mantel beim Nachhausefahren, als er Frau von Sahrendorf und ihre Nichte an den Wagen geleitete.

Dann war die Komödie ausgespielt; jetzt warf er die Maske weg, und stürmte durch die schneekal-

ten Straßen nach Hause. — Dort schloß er sich ein, warf sich auf sein schlafloses Lager — Niemand sah den Kampf dieser Nacht, als Gott und der kalte, winterliche Mondstrahl, der in sein Fenster fiel.

Sechstes Kapitel.

Gegen den Strom.

Von dem Tage der Schlittenpartie an vermied Egon das Schönau'sche Haus so viel als es möglich war, ohne dadurch allzu sehr aufzufallen. Auch wenn er der jungen Gräfin in der Gesellschaft begegnete, so engagirte er sie zwar zu dem üblichen Tanze, ohne jedoch ihr mehr als eine kühle Höflichkeit zu beweisen. Ja, er schien seine Huldigungen der coketten Frau von Nieritz zugewandt zu haben. Elisabeth sah mit Befremden sein gänzlich verändertes Benehmen gegen sie. Er erschien Abends an den Empfangstagen des Grafen nicht mehr in ihrem Salon, und kam nur noch, wenn er dazu eingeladen ward.

Einmal machte Elisabeth eine Anspielung über die lange Zeit, in welcher er sie nicht besucht; doch Astenberg erwiderte ausweichend mit jenen nichtssagenden Phrasen, womit man dergleichen Vorwürfe zu beantworten pflegt.

Elisabeth fing an, ihn zu vermissen, Vergleiche anzustellen mit den andern Bewerbern um ihre Gunst, die alle zu Egon's Vortheil ausfielen; ihr mädchenhafter Stolz begann sich zu regen, als sie sich vernachlässigt sah; das war ihr noch nie begegnet. Während ihr seine unverkennbare tiefe Verehrung, die sich, wenn auch nie in Worten, doch in jedem magisch liebenden Blicke, in dem bebenden Ton seiner Stimme so oft verrathen, sonst so wohlgethan, so fühlte sie jetzt, daß sie dieses Herz, was ihr so edel, treu und wahr schien, verloren habe. Wodurch? das war eine Frage, die sie vergeblich zu lösen strebte. Während Egon sich gänzlich von ihr zurückzog und sie aufgab, so hatte er gerade das rechte Mittel gewählt, sie zu gewinnen, ihr Interesse rege zu erhalten; nie war er der Erreichung seines Wunsches so nahe gewesen, als jetzt. Vergeblich suchte sie ihn durch die süße Freundlichkeit, die ihr eigen, zurückzuführen. Schroff, wie er war, duldete sein verletztes Ehrgefühl keine Annäherung weiter. Dabei litt er im Stillen. Gern sah er die Geselligkeit des Winters zu Ende gehen, als der Frühling viele Menschen aus der Stadt auf's Land trieb und auch Elisabeth Schönau mit ihrem Vater auf seine Güter in der Provinz zurückkehrte.

Die schöne Jahreszeit erregte in Max Astenberg die Reiselust. Er beschloß eine Tour durch Frankreich, Spanien, Algier, den Orient zu unternehmen, über Italien zurückzukehren und bot seinem Vetter an, ihn zu begleiten. So willkommen diesem eine solche Abwechselung und genußreiche Reise, seit lange das Ziel seiner heißen Wünsche, gewesen wäre, so forderten seine beschränkten pecuniären Verhältnisse das Opfer der Entsagung auch dieser Erheiterung von ihm. Er gestand Max ganz offen, daß er nicht Geld genug habe, um die extraordinären Kosten einer solchen Reise zu bestreiten. Max erbot sich zwar, unter dem Einflusse einer großmüthigen Laune, ihn frei zu halten, er versicherte, daß Egon's Sprachkenntnisse und Gesellschaft für ihn von dem größten Nutzen sein würden. Doch dieser wies sein Anerbieten entschieden zurück, da sein Zartgefühl eine solche Verbindung nicht ertrug.

So reiste Max hoffnungsvoll und vergnügt ab. Egon sah ihm traurig nach, als er vom Bahnhofe zurück in sein bescheidenes Quartier ging, um dort den Kreislauf seines monotonen Lebens den Sommer über in der Stadt fortzusetzen. So blieb Egon's Loos eine Kette kleiner und großer Entbehrungen und Entsagungen. Aber in dem Nieder-

kämpfen seiner oft widerstrebenden Natur, in der Ergebung unter Gottes Fügung, erstarkte er zu einem jener seltenen Menschen, die fest und unbeugsam in den Stürmen des Lebens dastehen, welche früh lernen, die Wechselfälle desselben als minder wichtig zu betrachten, und welche die für die Jugend so schwer angenommene Wahrheit: daß wir nicht leben um glücklich, sondern um besser zu werden, leicht erkennen.

Egon wurde ernster und gedankenvoller; mehr als sonst noch suchte er in den ernsten Studien seines einsamen Zimmers die Erheiterung und den Trost, den ihm die oberflächlich geselligen Freuden nicht zu gewähren vermochten. Der Uebergang vom Jüngling zum Manne war von ihm in kurzer Zeit überschritten. Obgleich das Geheimniß seines Herzens mit keinem Worte seinen Lippen entschlüpft, so hatten doch Mutter und Schwestern seine Verstimmung bemerkt und mit dem feinen weiblichen Instinkt für alle dergleichen Angelegenheiten durchschaut, mehr als je war Egon der Gegenstand ihrer Theilnahme, Liebe und Sorgfalt. So verstrich der Sommer in der Residenz dieser Familie im Einerlei des Staubes, Lärmes und der Hitze des Stadtlebens; vergeblich sehnte sie sich nach der Erfrischung eines Landaufenthaltes, welchem sie entsagen mußte wie

so manchem andern Erwünschten, weil ihr die Mittel fehlten. Doch eine Hoffnung blieb ihr, zu der sie stets von dem Druck der Gegenwart sehnsüchtig im Geiste ihre Zuflucht nahm.

Es war Hohenastenberg.

Siebentes Kapitel.

Der alte Freiherr und sein Schloß.

Hohenastenberg war das Stammschloß der uralten adligen Familie der Astenberg's und im Besitze des einstmaligen Majors, jetzt Freiherrn von Hohenastenberg, der es seit seinem Abgange von der Armee bewohnte. Der Freiherr, seit geraumer Zeit Wittwer und kinderlos, war ein alter Sonderling, wie sie das einsame Landleben, die unbegrenzte Freiheit, allen Launen zu folgen, oft erzeugt.

Das Schloß lag sehr romantisch auf einem Hügel an einer waldigen Schlucht, in deren Tiefe man einen Waldstrom rauschen hörte.

So weit das Auge reichte, sah man auf der einen Seite nach dem Gebirge zu tannenbewachsene Anhöhen, welche die Forsten bildeten, die das Eigenthum des Freiherrn waren. Auf der südlichen Seite dehnten sich grüne Wiesen, unabsehbare, üppige Getreidefluren in der Ebene aus. Wenn der Besitzer

des alten Schlosses von einem der Thürme aus sein Gebiet überschaute, so war es begreiflich, daß er ungern an seine achtzig Jahre dachte, welche ihm nur noch für kurze Jahre den Genuß einer solchen Existenz verhießen, sowie daß das Herz seiner muthmaßlichen Erben höher schlug, wenn sie die Möglichkeit erwogen, einst Gebieter dieses wahrhaft fürstlichen Besitzes zu werden.

Indessen hatte der alte Onkel noch nicht die mindeste Lust, das Treiben dieser Welt, worin ihm ein so schönes Loos geworden, zu verlassen; er suchte durch die größte Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, die Pflege seines Körpers, die zu einer Hauptsorge seiner Tage geworden, und die größte Entfernung von Allem, was Gemüthsbewegung hieß, seine Spanne Zeit nach Kräften zu verlängern.

Alles, was zu seinem Tagewerke gehörte, war nach der Uhr geregelt; der Morgen war den Zeitungen, der historischen oder politischen Lectüre, dem Berichte des Inspectors gewidmet; dann kam der Sanitätsspaziergang von zwei Stunden, dann das Diner, die Flasche Burgunder, die Siesta, zuweilen ein Besuch der Nachbarn, das leichte Abendessen von einigen weichgekochten Eiern und die frühe Schlafstunde des alten Herrn. Jede noch so leichte Unpäßlichkeit verstimmte ihn sehr und erfüllte ihn mit Schrecken.

Von Todesfällen seiner Zeitgenossen durfte man ihm nicht reden. — Der Freiherr hatte entschieden politisch liberale Ansichten, welche dadurch entstanden waren, daß er, einst als Militär übergangen, seinen Abschied mit Entrüstung genommen. Seitdem hatte er vergeblich gehofft, einen Orden oder sonstige Anerkennung zu erlangen. Da er aber zwar die Befreiungskriege mitgemacht, aber keine ganz besonderen Verdienste aufzuweisen hatte, auch späterhin seinen Kohl ganz ruhig in Hohenastenberg gepflanzt, so war er vergessen worden, und glaubte nun vollkommen berechtigt zu sein, sich zu beklagen. Dabei hatte er von seinen Reisen durch England und Frankreich eine große Schwärmerei für das erstere Land mitgebracht, las die Zeitungen nur, um die Maßregeln der Regierung zu tadeln, redete viel von unerfüllten Versprechungen, Ungerechtigkeiten, den hohen Steuern, die auf dem Grundbesitze lasteten, der Unerträglichkeit der Büreaukratendespotie, Willkür ꝛc., kurz, man hätte ihn für einen Revolutionär und gefährlichen Mann halten können. Doch war es nur so eine alte Gewohnheit geworden, ein wenig zu räsonniren, worin er bestärkt wurde, weil ihm Niemand widersprach. Alle Leute, die er sah, waren seine Untergebenen oder Nachbarn, die ihn wie ein Orakel anhörten. Ein Mal indessen war

es ihm geschehen, einem entschiedenen Widerspruch zu begegnen. Sein Vetter, der Präsident Astenberg, verfehlte nicht, ihn alljährlich pflichtschuldigst zu besuchen. Als Beamter und eifriger Royalist konnte er des Freiherrn Ansichten nicht theilen, sondern er erlaubte sich, ihn auf's Nachdrücklichste zu bekämpfen. Ein Wort gab das andere. Der Präsident war gleichfalls gewohnt, keine der seinigen widerstrebende Meinung zu dulden, da sowohl in seinem Collegium, wie in seinem Hause er als Chef fungirte, und sein Ausspruch wohl passiven Widerstand fand, er aber activen, ausgesprochenen nicht ertrug. Diese beiden Selbstherrscher begegneten sich nun bei dem Glase Wein auf dem Schlachtfelde entgegengesetzter politischer Ansichten. Der Präsident wollte den Freiherrn mit vornehm belehrender Ueberlegenheit zurechtweisen und sprach vom „beschränkten Unterthanenverstande“ den Maßregeln der Regierung gegenüber. Der Freiherr entgegnete, indem er von Servilität und Beamtendespotie redete. Kurz, der Streit endigte wie gewöhnlich damit, daß jede Partei in ihrer Ansicht befestigt, gereizt und erbittert, den Gegner gespannt verließ; die Vettern trennten sich im Zorn. Jahre waren verstrichen, aber der Freiherr konnte es nicht vergessen. Von dorther datirte eine Abneigung bei ihm gegen den Präsidenten, die

sich auf seine ganze Familie erstreckte, und ihren Erbschaftshoffnungen nicht günstig wurde. Indessen hatten sich auch andere Gegner derselben erhoben, deren Einfluß noch gefährlicher wirkte.

Etwa zehn Jahre vor dem Zeitpunkte, an welchem unsere Erzählung beginnt, starb der alte Inspector, welcher die Geschäfte des Freiherrn von Hohenastenberg unter dessen oberster Leitung besorgte. An seine Stelle trat ein jüngerer, rüstiger Mann, dessen Thätigkeit und Berufseifer bald das ganze Vertrauen seines Herrn gewann. Derselbe brachte eine noch frische, hübsche Frau in den mittleren Jahren mit, die sich bald in des alten Herrn Gunst festzusetzen wußte und die Leitung seiner häuslichen Angelegenheiten übernahm. Frau Barth war eine scharfsichtige und thätige Person, die bald die Schwächen ihres Herrn durchschaute, ihm auf alle Weise schmeichelte und ihn so mit Frauenart zu umgarnen verstand, daß er ohne sie und ihren Gatten nicht mehr fertig werden konnte.

Der neue Inspector stattete täglich mit aller Devotion Bericht ab über das, was in der Oekonomie vor sich ging; und während der Freiherr Alles selbst anzuordnen glaubte, ging Alles nach Herrn Barth's Wunsch und Willen. Im Hause wußte Frau Barth sich ebenso unentbehrlich zu machen, indem sie den

alten Herrn mit all' der Pflege und dem Comfort umgab, den nur eine weibliche Hand und Kopf auszuführen weiß und welchen der einsame Wittwer seit dem Tode seiner Frau oft schmerzlich entbehrt hatte. Dazu kam das Wohlgefallen desselben an der blühenden, ansehnlichen Frau in den besten Jahren und ihren beiden kleinen, muntern Kindern; auch wußte sie sich stets angenehm zu machen und manche Stunde der einsamen Winterabende durch ihre Berichte zu vertreiben. Bald hatte sie etwas ganz Nothwendiges, den Haushalt betreffend, zu fragen, und spann daran allerhand kleine unterhaltende Mittheilungen über die Oekonomie, oder sie hatte gehört, wie die Armen des Dorfes ihren Herrn dankbar priesen für die gespendeten Kartoffeln oder das vertheilte Brennholz. Dann wußte sie Anekdötchen aus der nahen kleinen Stadt, und unterhielt den alten Herrn so gut, daß er stets mit dem freundlichsten Gesichte Frau Barth begrüßte, die die tiefste Unterthänigkeit ihrem gnädigen Herrn gegenüber zur Schau trug, während er, bald ganz ihrem Einflusse hingegeben, nur noch durch die Brille dieser Leute sah, die sein unbegrenztes Vertrauen besaßen, und sich in dem Grade auf seine Kosten bereicherten, wie er glaubte durch die rechtlichsten Leute bedient zu sein. Bei dem

vorgerückten Alter des Freiherrn fürchteten diese nichts so sehr, als mit seinem Tode ihrem Reiche in Hohenastenberg ein Ende gemacht zu sehen, und die muthmaßlichen Erben waren der Gegenstand ihrer Besorgnisse und Speculationen.

Es erschien ihnen am wünschenswerthesten, wenn Max Astenberg Besitzer des Schlosses würde, da sie wohl wußten, daß derselbe, bereits ein reicher, junger Mann, mehr Vorliebe für seine väterlichen Güter haben, dort wohnen und Hohenastenberg ihrer Verwaltung überlassen würde. Dazu war er indolent, großmüthig und nachlässig, wie sie es Gelegenheit gehabt, zu beobachten, da er öfters die Ferienzeit bei seinem Onkel zugebracht, um sich um dessen Gunst zu bewerben. Er hatte dann stets, als weltkluger Mensch, den mächtigen Günstlingen seines Onkels durch ein freundlich herablassendes Wesen geschmeichelt, Herrn Barth manche Kiste Havannacigarren und Meerschaumpfeifenköpfe, der Frau Barth Brochen und Bänder mitgebracht, um ihren Einfluß zu gewinnen.

„Mit dem werden wir schon fertig, wenn er erst Herr sein wird," hatte dann das Ehepaar zu einander im Vertrauen gesagt. „Es muß Alles daran gesetzt werden, daß er, und nicht sein Vetter erbt, denn die andern Astenberg's sind arm, und wür-

den hier wohnen und Alles ausnutzen wollen, und dann könnten wir unser Bündel schnüren und abziehen."

Der Präsident und seine Söhne hatten in ihren feineren Begriffen von Ehre es verschmäht, sich um die Gunst jener Leute zu bewerben, und dieselben in der Ueberzeugung, daß sie den alten Herrn tyrannisirten, wie einflußreiche Untergebene es stets pflegen, und nachtheilig wirkten, sie eher geringschätzend behandelt.

Das hatte Früchte getragen, denn der Freiherr war schon gewohnt, mit ihren Augen zu sehen und ihren Einflüsterungen Gehör zu geben. Frau Barth wußte stets Nachtheiliges von Egon zu berichten. Seine kalte Höflichkeit gegen sie nannte sie Stolz und sein Interesse für den Wald, die Wiesen und Jagd, den Beweis, daß er sich dort schon als den zukünftigen Herrn betrachte. Und so erreichte sie ihren Zweck allmählich aber sicher, und der Freiherr machte ein Testament — durch den Justizrath Schüttlau — worin er Max Astenberg zum Erben von Hohenastenberg einsetzte und dem Präsidenten ein geringes Kapital als Legat und Entschädigung vermachte; jedoch blieb diese seine Disposition ein tiefes Geheimniß, und er ließ die beiden Prätendenten in Zweifel, wen er zu seinem Nachfolger bestimmen würde.

Achtes Kapitel.

Wandelungen.

Indessen kamen die Beschwerden des Alters mit Macht über den Freiherrn von Hohenastenberg. Schon im Laufe des Sommers hatte er mehrere Anfälle von Gicht — oder Podagra gehabt, wozu sich im Herbste noch ein hartnäckiges Augenübel gesellte, welches ihn bei den langen Abenden jede Beschäftigung durch Lesen unmöglich machte. Wenn auch Frau Barth das Ihrige that, die Kissen zurechtzurücken, und ein Stündchen zu verplaudern, so wurden Tage und Abende dem Kranken doch unerträglich lang, er fühlte das Bedürfniß ein weibliches Wesen um sich zu haben, welches ihn erheitern und durch Vorlesen die Zeit verkürzen könne. So fand ihn der Präsident, als er seinem Vetter den üblichen Herbstbesuch zur Jagdzeit machte, und schlug ihm sogleich seine Tochter Hedwig als geeignete Pflegerin und Vorleserin vor.

Hedwig's aufopferungswillige Herzensgüte und sanfte Heiterkeit schien ganz besonders zu diesem Berufe geschaffen und willig folgte sie dem Wunsche des kranken Onkels, der sie in seine Einsamkeit zu sich berief.

Ungern und mißtrauisch sah Frau Barth Hedwig anlangen, und führte sie in das kleine Thurmzimmer, was zu ihrem Empfange vorbereitet worden war, mit der kriechenden Freundlichkeit und Unterthänigkeit, unter welcher sie ihre Abneigung zu verbergen suchte.

Hohenastenberg's fichtenbewachsene Höhen stachen ernst und trüb gegen einen bleigrauen Novemberhimmel ab, und das lebendige Holz des Parkes war fast ganz seines rothgelben herbstlichen Blätterschmuckes beraubt. Der Onkel empfing Hedwig freundlich; er saß in einem Lehnstuhl am hellflackernden Kamine, in einem Zimmer, dessen Hautelisse-Tapeten mit Jagdscenen nur spärlich von der Lampe mit dunkelgrünem Schirme beleuchtet wurden, hinter welchem noch Lichtschirme die kranken Augen des Freiherrn schützten. Spiegel in Rahmen von altem Holzschnitzwerk und Stühle mit geraden hohen Lehnen deuteten auf das Alter des Ameublements dieses Zimmers, dessen gewölbte Fenstervertiefungen den alterthümlichen Eindruck des Ganzen vervollstän-

digten. Hierher fand sich Hedwig plötzlich aus dem Getreibe der Residenz und einem zahlreichen Familienkreise versetzt, und übernahm sogleich ihre Pflichten als Pflegerin und Vorleserin mit der freundlichen Bereitwilligkeit, die ihr eigen war. Vorerst hatte sie aber eine andre Rolle; denn der alte Herr, froh eine neue Zuhörerin seiner alten Geschichten zu finden, war unermüdlich im Erzählen der Ereignisse aus seinem Leben. Da war denn die Jugend, seine Glanzperiode, das unerschöpfliche Lieblingsthema; die Franzosenherrschaft, die Revolutionsgeschichte, dann Napoleon, König Jerome's Herrschaft, die russische Campagne und die Befreiungskriege, sowie des Freiherrn Privaterlebnisse dabei, bildeten den Stoff seiner Unterhaltung; und wenn Hedwig ihm, wie begreiflich, den ganzen Abend hindurch mit Interesse, doch schweigend zugehört, so war der alte Herr ganz vergnügt, ja neu angeregt und belebt, er vergaß Podagra und Augenübel, und sagte zu Frau Barth im Vertrauen: „Sie glauben gar nicht, welch ein interessantes, unterhaltendes Mädchen meine Nichte ist. Sorgen Sie nur für ein recht gutes Mittagsessen und lassen Sie eine delicate Mandeltorte backen.“

Dann beklagte er Hedwig auch wohl, daß sie die Freuden der Residenz verlassen, um den al-

ten Onkel auf dem Lande Gesellschaft zu leisten. Aber sie versicherte ihn, daß ihr die Ruhe sehr wohlthuend sei und sie keineswegs jenen Kreislauf der Feste und Routs bedaure, welche viel Vorbereitung kosteten, ohne ihr die geringste Abwechselung zu gewähren.

„Glauben Sie, lieber Onkel," sagte sie einst, „wenn man erst achtundvierzig Ellen Volants säumen muß, um sein Ballkleid herzurichten, so ist ein Ball kein Vergnügen mehr, namentlich wenn man dieselbe Reihe von Festen schon den vierten Winter mit durchmacht."

„Aber warum thust Du denn das selbst?" fragte der Onkel mit der naiven Unbekanntschaft der reichen Leute mit den Alltagssorgen und Entbehrungen der Unbemittelten — „wozu ist denn der Schneider und die Putzmacherin da, als um dergleichen zu besorgen?"

Hedwig ließ nun den reichen, alten Herrn einen Blick thun in die beschränkten Verhältnisse ihrer Familie, die Anforderungen einer äußerlich glänzenden und hohen Stellung ihres Vaters mit den geringen Mitteln ihnen zu genügen, welche täglich kleinliche Einschränkungen und Entbehrungen den Seinigen auferlegte, sie namentlich jedes Genusses bei dem pflichtmäßigen Erscheinen bei Hofe und in

den Cirkeln beraubte, in denen sie sich nicht heimisch fühlen konnten, weil ihre Lage sie von einem näheren Verkehr und Eindringen in die bevorzugten Coterien derselben ausschloß. Auch Egon's Verhältnisse, seine stete Selbstverleugnung und die Entsagung, die der Lieblingsbruder üben mußte, um ohne Schulden und mit Anstand durchzukommen, schilderte Hedwig mit der Vorliebe und Anerkennung, welche ihr sein musterhaftes Betragen einflößte.

Der Onkel wurde schweigsam und nachdenklich nach dieser Unterhaltung, er behielt das Gehörte in den Gedanken, wo es dalag wie ein ausgestreuter Samen, der seiner Zeit keimen und Früchte tragen sollte. Wenn wir es stets bedächten, daß Worte oft Samenkörner sind, die wir in die Seelen unserer Zuhörer ausstreuen, die Gift- und Heilpflanzen keimen lassen, so würden wir vorsichtiger sein und weniger Unheil geschehen, mehr guter Weizen und weniger Unkraut gesäet werden.

Indessen verstrichen Tage, Wochen, und Hedwig war noch immer in Hohenastenberg. Mehr und mehr fand ihr Onkel Wohlgefallen an seiner aufmerksamen sanften Gesellschafterin. Sie las ihm mit klangvoller Stimme vor; wenn auch der Cyclus seiner Lectüre ein etwas beschränkter war, meistens politische Broschüren, Oppositionsblätter und Me-

moiren aus den Befreiungskriegen in sich begriff, so war Hedwig gebildet und ernst genug, um sich dafür zu interessiren. Auch wenn die Zeitungsartikel und Landtagsverhandlungen etwas monoton wurden, so war sie so sehr gewohnt, mit Freudigkeit ihre Pflicht zu thun, wie sie jeder Augenblick von ihr forderte, daß sie unermüdlich war, dem Onkel vorzulesen, und er sie selbst ermahnen mußte, sich durch Spaziergänge und Fahrten in der Umgegend und dem Parke zu erfrischen.

Ihre Erholungen waren diese einsamen Wanderungen in den herbstlichen Umgebungen des Schlosses. Gewohnt den Sommer in der staubigen heißen Residenz zu verleben, sich vergeblich nach Landluft, thauigen Morgen und lauen Abenden zu sehnen, erschien dieser Genuß Hedwig als etwas Neues, Angenehmes; sie wurde nicht müde, in den entlaubten Alléen des Parkes den frischen Walddduft einzuathmen, sich an den immer grünen, glänzenden Edeltannen zu erfreuen, die in der röthlichen Herbstbeleuchtung doppelt schönen Durchsichten auf die fernen blauen Hügel zu betrachten, und manche Skizze des alten, durch seine barocke Architectur, mit Epheu berankten malerischen Thurmes des Schlosses zu entwerfen, als Erinnerung an diese einsame ruhige Zeit.

Hedwig war in der Schule der Entbehrung, bei einer pflichtgetreuen Mutter erzogen, früh gereift, und hatte gelernt, das Leben als das zu betrachten, was es wirklich ist, aber wofür es so selten in der Jugend anerkannt wird: eine Vorschule der Veredlung und Entwicklung zu einem höhern bedeutenderen Dasein. Mit kindlichem Gottvertrauen empfing sie jede kleine Freude, die der Tag ihr brachte, wie jeden Kummer, jede Demüthigung und Entbehrung als eine von ihrem himmlischen Vater ihr bestimmte Gabe zu ihrem Heil. Das Leben im elterlichen Hause war für sie voll häuslicher Arbeit und Sorge für die jüngern Geschwister; früh hatte sie gelernt, die Sorgen der Eltern zu theilen. Von wenig einnehmendem Aeußern — in der Welt unbeachtet und gedemüthigt, sah sie, wie ihre schönere Schwester vorgezogen ward, ohne den geringsten Neid zu empfinden, wenn auch manche heimliche Thräne den Durst des jungen Herzens nach Glück bezeugte. Längst hatte sie indessen die Hoffnung hierauf als etwas Thörichtes aufgegeben. Durchdrungen davon, daß ein Mädchen ohne Vermögen und Schönheit von der Zukunft wenig zu erwarten habe, suchte sie sich klar zu machen, daß ihr Loos einst Abhängigkeit sein würde, und sich in der Resignation in ihr von Gott bestimmtes Schicksal täglich

mehr durch Gebet und fromme treue Pflichterfüllung zu befestigen.

So war in ihr das schöne aufopfernde Gemüth und die heitere Zufriedenheit eingezogen, welche milden Frieden auch ihrer äußeren Erscheinung aufprägte und sie unendlich anziehend machte, wenn man sie näher kannte.

Diesem Einflusse widerstand auch der alte Freiherr nicht. Als der Winter seinem Ende nahte, und Hedwig's zunehmende Blässe bekundete, daß die angestrengte Pflege in dem heißen Krankenzimmer ihre Gesundheit angegriffen, so bestand er darauf, daß sie sich durch eine Badekur im Laufe des Sommers erfrischen müsse; ja er zeigte durch seine liebevolle Besorgniß, wie ganz sie seine Achtung und Zuneigung sich zu gewinnen gewußt hatte.

Da sein Augenübel sich gebessert, auch die Gicht dem Einflusse der bessern Jahreszeit gewichen war, so drang der Freiherr darauf, daß Hedwig zu den Ihrigen zurückkehren solle, um sich dort zu erholen.

Er lud Egon ein, sie abzuholen, dessen ehrfurchtsvolles Benehmen, Tact und feine Unterhaltungsgabe den alten Herrn fast ebenso für ihn einnahmen, wie die Mittheilungen der Schwester. Er konnte nicht umhin, ihn mit Max Astenberg zu vergleichen, dessen Trägheit und Mangel an so-

lichen Kenntnissen nachtheilig gegen Egon's Tüchtigkeit abstach, und ungern sah er das Geschwisterpaar von Hohenastenberg scheiden, und sich wieder allein in den einsamen hohen Gemächern des alten Herrnhauses.

Neuntes Kapitel.

Herr und Frau Barth.

Obgleich Frau Barth Hedwig mit heuchlerischer Freundlichkeit begegnet, ihr eine „glückliche Reise und besuchen Sie uns recht bald wieder" gewünscht hatte, so war doch im Grunde des Herzens Niemand froher als der Inspector und seine Frau, als Egon und seine Schwester in dem Reisewagen des Freiherrn der nächsten Poststation durch die Fichtenwaldungen Hohenastenberg's zufuhren.

Frau Barth war klug genug, um sofort ausfindig zu machen, aus welcher Himmelsgegend der Wind bei ihrem Herrn wehte und ihren Mantel alsbald danach zu hängen. Weit entfernt ihm zu widersprechen, wenn er gegen sie seine Nichte und deren Bruder lobte, so ging sie darauf ein und bewies Beiden in seiner Gegenwart alle möglichen Aufmerksamkeiten.

„Wenn ich ihn nur erst wieder allein habe," dachte

die durchtriebene Person, „so wird er schon wieder auf meine Worte hören.“ Eifersüchtig und mißtrauisch wie sie war, hatte sie oft versucht, zu horchen ob der Freiherr den Geschwistern Hoffnung mache, seine Erben zu werden, doch nichts vernommen, was ihre Furcht bestätigte und rechnete sie auf Zeit, Abwesenheit, ihren Einfluß und Geschicklichkeit, um den günstigen Eindruck bei dem alten Herrn zu verwischen. Sie wußte, daß er sich sehr ungern mit Todesgedanken oder seinen Erben beschäftige, daß er ein Testament zu Gunsten Max Astenberg's bei dem Stadtgerichte des nächsten Ortes deponirt habe, durch die vertraulichen Mittheilungen des Justizrathes Schüttlau an ihren Mann, der demselben wohlbekannt und durch vielen Geschäftsverkehr näher gekommen war. Frau Barth rechnete daher auf des Freiherrn von ihr schon oft wahrgenommene Unentschlossenheit und Widerwillen gegen Testamentsangelegenheiten und beschloß in ihrem Herzen, mehr und geschickter als je für Max' und gegen Egon's Erbschaftshoffnungen bei ihrem Herrn zu wirken. Es ist ein volksthümliches Sprüchwort: „Wenn der Teufel nicht selber kommen kann, so schickt er ein altes Weib.“ Zuweilen bedient er sich aber einer Frau in den besten Jahren; seine Absichten werden oft in diesem Falle noch besser

erreicht, wie wir im Verlaufe dieser Erzählung sehen werden.

Frau Barth als Menschenkennerin beobachtete ihren Herrn sehr genau und nahm bald wahr, daß er zerstreut und gedankenvoller war, als sonst; er machte ihr den Eindruck, als habe er etwas auf dem Herzen, was ihn drücke und beschäftige. Oefters, wenn sie unerwartet hereintrat, fand sie ihn in seinem Schreibcabinet vor dem alten in Eichenholz geschnitzten Archive, aus dem er Documente und Papiere nahm und durchlas, oder schreibend, und offenbar unangenehm überrascht, sich beobachtet zu sehen. Das machte ihren Argwohn rege. Bald fing der alte Herr an auszufahren und Besuche in der Umgegend und der kleinen Stadt zu machen. Der Justizrath Schüttlau kam eines Tages und saß mehrere Stunden lang eingeschlossen in des Freiherrn Cabinet mit ihm; obgleich Frau Barth in Strümpfen bis an die verschlossene Thür des Wohnzimmers schlich, so vermochte sie nichts zu vernehmen.

„Verlaß Dich d'rauf, 's ist was im Werke!“ sagte sie Abends zu ihrem Manne, als dieser sich den Kopf zerbrach, was der alte Herr wohl Stunden lang mit dem Justizrathe zu verhandeln habe, während doch sonst alle die Gutsangelegenheiten und juristischen Streitigkeiten — sei es um Wasserstauung

mit den Bauern oder um Jagdgrenzen mit Andern — durch ihn abgemacht worden wären.

„Jetzt gilt's," fuhr die geriebene Frau fort, „Dich in das Vertrauen des Justizraths zu stehlen und auf ihn zu wirken, daß er uns benachrichtigt und beisteht, wenn der Alte ein neues Testament zu Gunsten dieser Astenberg's macht, die ihm ganz den Kopf verdreht haben! Ja, ja, dieses Fräulein, so sanft und kopfhängerisch, als ob sie keine fünfe zählen könnte, die hat ihre Zeit gut benutzt und Erbschleicherei für den Bruder betrieben, wie nur Eine! Nun, nun, wir werden sehen; wer zuletzt lacht, lacht am Besten."

Der Inspector besuchte oft Abends den Club der benachbarten kleinen Stadt, wo die Honoratioren bei dem Glase Bier und den Karten Politik, Stadt- und Landneuigkeiten im kleinen Maßstabe verhandelten. Mehr als je suchte er sich jetzt an den Justizrath Schüttlau, den vertrauten juristischen Rathgeber und Beistand seines Herrn, heranzudrängen und sein Vertrauen zu gewinnen. Auch forschte er auf Anrathen seiner Frau nach dessen eignen Verhältnissen, um zu durchschauen, wo seine schwache Seite, wie ihm am leichtesten beizukommen wäre, um etwas bei ihm durchzusetzen — kurz nach dem Haken, an welchem man ihn fassen könnte.

Hat nicht Jeder von uns einen solchen Haken — eine wunde Stelle, oder Achillesferse: sei es eine Liebhaberei, oder eine besondere Eitelkeit, oder eine nagende Sorge, eine heimliche Schwäche, auf welche der Feind wirken muß, wenn er uns verderben will?

Auch der Justizrath hatte seinen wunden Fleck: es waren seine finanziellen Angelegenheiten. Er gehörte zu Denen, die durchaus über Nacht reich werden wollten. Eine zahlreiche unversorgte Familie gab in seinen eignen Augen diesem Hange einen edlen Vorwand. Er wagte sein und das geringe Vermögen seiner Frau an vielversprechende, weitaussehende Unternehmungen, wozu ihn und seines Gleichen waghalsige Speculanten verführten. Er betheiligte sich bei einer Fabrik, deren Anlage Hunderttausende kostete, nahm Eisenbahnactien, verkaufte mit Schaden, weil er die nöthigen Einzahlungen leisten mußte, und gerieth immer tiefer in diese Verwicklungen, die um so gefährlicher für ihn wurden, weil er zugleich den Vertrauensposten der Verwaltung einer öffentlichen Kasse übernommen hatte. Das alles wußte der Inspector Barth; er erfuhr bald auf's Genaueste, in welcher unsichern und peinlichen Lage der Justizrath sich befand. Darauf bauten Herr und Frau Barth ihre Pläne. Es gelang Ersterem bald, in einer schwachen Stunde dem Justizrath sein Geheimniß

abzulocken, der es natürlich fand, daß diese Leute zu wissen wünschten, wer einst der Erbe von Hohenastenberg und ihr muthmaßlich zukünftiger Herr sein würde. Er nahm daher keinen Anstand, Barth unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen, daß der Freiherr wirklich mit dem Plane umgehe, in nächster Zeit ein neues Testament zu Gunsten Egon Astenberg's zu deponiren und das erste, bereits vor sechs Jahren gemachte, zurückzunehmen.

Diese Kunde wirkte, wenn auch nicht unerwartet, doch sehr niederschlagend auf das Ehepaar Barth. Sie beschlossen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um das gefürchtete, sie bedrohende Unheil zu verhindern, ja Alles daran zu setzen, um Max Astenberg als Herrn und Nachfolger in Hohenastenberg zu sehen.

Indessen war Frau Barth thätig für ihr eignes Interesse. Sie benutzte einen günstigen Augenblick, um ihren Herrn zu bitten, auch für sie und ihre Kinder zu sorgen, als Lohn für die langjährige Treue, womit ihr Gatte und sie ihm gedient. Der Freiherr war erbötig hierzu, sie bat sich aus, daß er ihrem Gatten einen Theil der Gutsländereien verpachten und diesen Contract auch auf lange Jahre hinaus abschließen möge, damit er sicher sei,

nicht einst von seinen Erben sogleich entlassen zu werden.

Der Freiherr fand sich geneigt, hierin Barth's Wünschen zu willfahren, der in dem vortheilhaften Contracte auf zehn Jahr die Anwartschaft auf einen bedeutenden Gewinn sah.

An einem schönen Morgen begab sich Herr von Hohenastenberg nach der kleinen Stadt, und übergab dem Justizrathe Schüttlau ein neues Testament, worin er Egon Astenberg zu seinem Erben des Schlosses Hohenastenberg, der dazu gehörigen Vorwerke und Ländereien, Forsten 2c. einsetzte, dessen Schwester ein Kapital von 20000 Thalern vermachte, seinem Neffen Max Astenberg seine Werthpapiere im Betrage von 30000 Thalern, seine englischen Hunde und seine Repetiruhr zum Andenken hinterließ.

Dieser letzte Wille, gerichtlich vollzogen, wurde dem Justizrathe übergeben, mit der Weisung, das erste, vor sechs Jahren bei dem dortigen Stadtgerichte deponirte Testament zurückzunehmen, zu vernichten und dafür das neue dort niederzulegen.

Der Freiherr fühlte sich leichter und heiterer, als er seinem langjährigen, vertrauten Rechtsbeistande seine Angelegenheiten übergeben, nun ruhig

darüber sein konnte, und nicht mehr sich mit der stets unwillkommenen Mahnung an seinen Tod — das Aufhören seiner Herrschaft zu beschäftigen brauchte. Als er in die lange Lindenallée einfuhr, die nach dem Schlosse führte, das stolze, altergraue Gebäude mit seinen schiefergedeckten Thürmen und Zinnen aus den Gruppen der uralten Bäume hervorleuchtete, die hellgrünen, schlanken Birken mit den düstern Fichten der umgebenden, ihm zugehörenden Berge den Horizont ringsumher als sein Eigenthum begrenzten, da dachte er an das Wort eines Fürsten, der ihn einst mit seinem Besuche beehrt: Wäre ich nicht Souverän, so möchte ich Herr von Hohenastenberg sein!

Und der Herr von Hohenastenberg seufzte unwillkürlich, indem er dachte, daß in einigen Jahren spätestens der Tag kommen würde, wo er aufgehört hätte, es zu sein, wo Egon als sein Nachfolger dort einziehen sollte.

Der Inspector Barth war ein sehr wohlhabender Mann, er kaufte Ländereien rings umher und verkaufte mit Vortheil; er hatte seine Zeit wohl benutzt und sein Schäfchen auf's Trockne gebracht. Das war bekannt, auch begegnete man ihm mit der Deferenz, die man gern bemittelten und soliden Geschäftsleuten zollt. Die Freundschaft zwischen

ihm und dem Justizrath Schüttlau wurde immer enger. Der Letztere, mehr und mehr von Geldnoth bedrängt, brachte manche unruhige Nacht zu, als der Tag der Revision der Kassen heranrückte. Allein er hatte einen mit Rath und That helfenden Freund an dem Inspector gefunden, der nicht allein über seine eignen Mittel, sondern auch über einen durch seine Stellung zum Freiherrn von Hohenastenberg und seine Pachtung der besten Ländereien des Gutes unterstützten Credit verfügen konnte. Als der Tag der Revision kam, fanden sich alle Gelder vollzählig vor und der Justizrath athmete freier auf. Ja er befreite sich unter der geschickten Leitung des Inspectors Barth nach und nach von seinen pecuniären Schwierigkeiten; wenn er auch nicht reich ward, so brauchte er doch seinen kleinen Besitz nicht zu verkaufen, wie er oft gefürchtet, dieses hübsche, frei vor der Stadt gelegene Haus mit dem wohlgepflegten Garten, seine Erholung und Freude, wo er oft so frohe, ruhige Abende mit Frau und Kindern unter der großen Linde zugebracht hatte.

Warum waren die Zeiten für den armen Justizrath dahin und kehrten nicht mehr zurück, warum sein Schlaf unruhig, ihm nur wohl, wenn er mit Arbeit überhäuft war, warum sein Aussehen so verändert, seine Farbe so gelb, sein Gang so

unstät, seine Laune so ungleich? Das konnte seine Frau nicht begreifen, da doch seine Lage nun sorgenfreier war. Das blieb auch ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde und Retter, dem Inspector Barth, der die Verschwiegenheit selbst war.

Der Hausarzt schickte den Justizrath nach Karlsbad, wie es die Art dieser Herren ist, wenn sie nicht mit ihren Mitteln ausreichen. Ob der Sprudel sein Uebel geheilt, wird der weitere Verlauf dieser Erzählung zeigen.

Zehntes Kapitel.

Eine Schweizerreise.

Als der Frühling weiter vorgerückt und nahe daran war, in den Sommer überzugehen, jener Zeitpunkt, wo die Natur in ihrer höchsten Fülle vegetativer Production strotzt und gewitterschwüle Tage mit erfrischenden Regengüssen enden, im Juni endlich, wo der Städter so sehnsüchtig Befreiung wünscht aus den heißen Mauern, der drückenden Atmosphäre des Staubes und menschlichen Ausdünstungen, in welcher aller Sauerstoff absorbirt, nur Stickstoff übrig ist — da erhielt Hedwig einen Brief von dem dankbaren Onkel aus Hohenastenberg mit dem Rathe, eine erfrischende Sommerreise zu unternehmen, und mit den eingeschlossenen, sehr reichlichen Mitteln diesen Plan auszuführen.

Ihre Freude und Dankbarkeit war groß und bald fand sich auch eine passende Reisegesellschafterin, welcher sie sich anschließen konnte. Es war die Gene=

ralin Sarow, eine entfernte Verwandte ihrer Mutter, welche eine Reise nach der Schweiz beabsichtigte und sich bereitwillig erklärte, Hedwig mitzunehmen.

Da fiel einmal ein heller Sonnenschein in ein bis dahin ebenso sonnenloses Leben, welches, wie ihr schattig nach Norden gelegenes Stübchen, nur selten und im höchsten Sommer einen Strahl des erwärmenden Lichtes erhielt. Die erste weitere Reise — welchen magischen Zauber übt der Gedanke auf Denjenigen, der bisher an die Scholle gekettet blieb, welche ihn geboren und groß werden sah. Wie oft, wenn Jahr auf Jahr dieselben Gegenstände in ihrer Monotonie dem Auge wiederbringt, welche man auswendig weiß, sich so müde daran gesehen hat, besonders wenn diese Umgebungen die Straße einer großen Stadt, zuhöchst einige staubige öffentliche Promenaden und Gärten waren, — wie oft hat sich dann der Bewohner der engen Mauern sehnsüchtig mit den Zugvögeln, den Reisenden in die Ferne gewünscht, und den unsre Natur so erfrischenden Wechsel von Berg, Thal, Fluß, Städten und Dörfern so anmuthig zu durchfliegen vorgebildet.

Nun war für Hedwig der schöne Tag gekommen. Gern sahen Egon und ihre Schwestern sie so vor ihnen bevorzugt; sie waren Alle so davon durchdrungen, daß sie bisher ein so freudloses Leben der

Aufopferung für Andere geführt, so wenig Hoffnung für glücklichere Tage in der Zukunft vor sich habe, daß sie ihr von ganzem Herzen die schöne Reise gönnten, deren Freuden wie ein Zauberbild von tausend Illusionen, wie Nebel verhüllt, vor ihr lagen. Alles vereinte sich, sie ihr angenehm zu machen, vom reinsten Blau des Himmels, dem goldnen Glanze der Sonne, in welchem alle Gegenstände verklärt an dem Reisewagen vorüberflogen, bis zu der heitern Reisegesellschaft; denn die Generalin war eine ältere, corpulente, heitere Frau, die harmlos gutmüthig sich an der Freude ihrer Reisegefährtin ergötzte und ihr jeden Genuß zu verschaffen suchte, um sie zu erhöhen.

Wer schildert Hedwig's Entzücken, als der grüne, alte Rhein in seiner ganzen Majestät als Strom erster Größe sich vor ihren entzückten, erwartungsvollen Blicken zeigte, und sie in seinen hellgrünen Fluthen den Ursprung derselben im Schneewasser der Alpen als erfreuliche Botschaft ihres Reisezieles begrüßte.

Als sie nun gar das Dampfschiff bestiegen und seine Räder die grünen Fluthen zu schäumigen Wellen emporpflügten, das Siebengebirge mit seinen spitzigen, vulkanischen Bildungen am Horizonte emporstieg, noch von violettem Dufte umkleidet,

bald aber näher und deutlicher seine zackigen Contouren auf dem klaren Morgenhimmel abzeichnend, da hatte ihr Entzücken keine Worte mehr. Sie wandte keinen Blick mehr ab von den herrlichen Landschaftsbildern, die in immer wechselnden an Schönheit und Romantik sich steigernden Bildern sich ihrem Malerauge darboten: der schroff ansteigende, vielfach zerklüftete Felsen des Drachenfels, die liebliche grüne Insel Nonnenwerth, den Gedanken so vertraut durch die Sage, die frisch belaubten Rebenhügel mit ihrem südlichen Charakter, gekrönt von belaubten Bergen und epheuumwobenen Ruinen, deren altes Mauerwerk in warmen, sonnenvergoldeten Tönen sich gegen den tiefblauen Himmel malerisch abzeichneten. Wohl war dies geeignet, auf das frische, empfängliche Gemüth Hedwig's den zauberischen Eindruck zu machen, den keine Reise, in noch so schöne, an Romantik jenen überlegene Gegenden zu reproduciren vermag. Diese Eindrücke wurden noch gesteigert, als bei der Einfahrt in die engen Felsenpartieen bei Bingen nicht die Loreley mit Syrenengesang, wohl aber das großartige Schauspiel eines Gewittersturmes sie überraschte, die Felsenmassen schwarzgrau von schweren Regenwolken überhangen, drohend emporstiegen aus den vom Sturme an den Felsenklippen zu hohen Schaum-

wellen emporgepeitschten Fluthen, der Donner dumpfbrüllend von dem Echo wiederhallte, während das bläuliche Licht der Blitze die dichten Wolkenschleier wie durch Feuerschlangen zerriß. Hedwig achtete es nicht, daß das Zelt des Dampfschiffes von der Gewalt des Sturmes zerrissen, das Fahrzeug auf den Wellen tanzte und der Regen in großen Tropfen niederströmte. Unter dem Schutze des Vorbaues der Cajüte genoß sie den Anblick in vollen Zügen, während die andern Damen wie eine verstörte Heerde furchtsam sich in dem untern Raume zusammendrängten.

So brachte jeder Tag ihr neuen Genuß und Anregung. Sie achtete kaum der von einer Reise unzertrennlichen Strapazen und kleinen Mißgeschicke. Es würde uns zu weit führen, sie hierin bis zum Ziele zu begleiten, lieber suchen wir sie in einer der vielen Pensionen auf, welche zum bequemen Genuß der Naturschönheiten des Vierwaldstädter See's an seinen lieblichen Ufern in großer Zahl entstanden waren. Die Pension Frascati lag auf einer grünen Anhöhe, die als terrassenförmig angelegter Garten bis an den See hinabstieg, der mit seinem blaugrünen, krystallhellen Wasser die unterste Terrasse badete, wo mehrere Gondeln zum Vergnügen der Bewohner bereit lagen.

Die Generalin hatte zwei Zimmer genommen, welche auf den See hinausgingen. Ein Balcon, von einer Marquise gegen die Sonnenstrahlen geschützt, lud zum Genusse der Aussicht in freier Luft — und welcher Luft! — ein.

Abends bei dunklem Regenhimmel waren die Damen angekommen. Als Hedwig, von den ersten Strahlen der Morgensonne geweckt, ungeduldig, den Vierwaldstädter See zu begrüßen, auf den Balcon hinauseilte, lag er vor ihr da, ein hellblauer Spiegel, am Ufer etwas in das tiefe, klare Blaugrün übergehend — gegenüber stieg Pilatus im blauen Morgenduft zackig empor, an seinem Fuße goldene Matten, und weiter unten zahllose Villen der glücklichen Bewohner dieses Paradieses. In der Mitte erhoben sich die zackigen Schneespitzen der fernen Berge des Berner Oberlandes. Ganz zur Linken der langgedehnte Gebirgssattel des Rigi, auf dessen Spitze Rigi-Culm wie ein kleiner, runder Knopf aus den Wolken, die seinen Gipfel umkreiseten, hervorlugte. Von villabesäeten Vorgebirgen eng umschlossen, drängte sich der See zusammen wie ein Fluß mit Windungen, auf dem die Boote aus der Ferne wie Punkte hervortauchten, und näher kommend, mit farbigen Verdecken versehen, wie bunte Vögel die Bewohner der Umgegend zum Markttage

nach Luzern trugen. Dazwischen durchschnitt das Dampfschiff die blaugrünen Wellen wie ein schwarzer Schwan und gab die belebende menschliche Staffage dem großartigsten und lieblichsten Naturbilde, welches je dem überraschten Auge eines Reisenden sich dargeboten.

Hedwig's Hände falteten sich unwillkürlich zum Gebet: eine selig dankbare Stimmung kam über sie — so ist der Eindruck des Herrlichsten stets auf das reine, richtigfühlende, junge Gemüth.

* *
*

Die beiden Damen begaben sich in den Salon, welcher zur ebenen Erde auf den Garten hinausging, worin alle Bewohner der Pension Frascati ihr Frühstücksdiner und Abends den Thee gemeinschaftlich einnahmen.

Die Gesellschaft war bereits versammelt und an den kleinen Tischen in verschiedene Gruppen vertheilt, je nachdem sich die gleichgesinnten Glieder dieser Welt im Kleinen, die eine Musterkarte verschiedenster Nationalitäten darbot, zusammengefunden hatten. Es ist ein eigenthümliches Institut, diese Pensionen. Das Zusammenleben im engsten Verkehr mit den zufälligen Bewohnern eines Hauses, in welchem keine andere Eigenschaft über Aufnahme oder Abweisung entscheidet, als die Fähigkeit des

Bezahlens der täglichen üblichen Summe von Franken. Es kann daher auch nicht fehlen, daß sich unter dem gastlichen Dache die heterogensten Elemente zusammenfinden und, da sie sich nicht vermeiden können, wie beim Einzelleben in den Hôtels, nothwendig nach ihrer zufälligen Composition, entweder höchst angenehm, oder auch unerträglich werden können.

Das Glück schien hierin die Generalin und ihre Begleiterin begünstigt zu haben. Obgleich Albion, wie immer, numerisch am Stärksten vertreten, der wohlhabende Stock-Jobber aus Manchester mit seiner muntern Tochter und seinem unbeholfenem Sohne sich mit der Touristin Mrs. Altville, deren Tochter und zwei ältern Misses in fabelhaften, Costüms an einem Tische vereinigt hatten, so bot der übrige Theil der Gesellschaft anscheinend recht angenehme Menschen zur Unterhaltung. Da war eine deutsche Baronin, deren vorgerückte Jahre ihrer unermüdlichen Lust zur Geselligkeit und Vergnügen keinen Abbruch gethan zu haben schienen, mit ihr eine verheirathete Tochter, bleich, vornehm und schmachtend, ob geschieden oder Wittwe wußte man nicht genau, sodann ein wohlredender alter Marquis aus dem Faubourg St. Germain, der am Vierwaldstädter See seine belle France zu vergessen

suchte, von welcher er nebst seinem Sohne verbannt war, eine jüdische Banquiergattin aus Berlin nebst blasirter verzogener Tochter und zwei Kurländer, der ältere, eine trockene Gestalt mit dem Ausdrucke des Satyrikers, welcher mit dem Hohne der Weisheit oder vielmehr der Bitterkeit des blasirten Weltmannes auf die Thorheiten der Welt herabsieht, und ein jüngerer, dessen bleiche, interessante Physiognomie und dessen melancholischer Ausdruck auf eine schlechte Gesundheit oder heimlichen Kummer deuteten.

Die Neuangekommenen nahmen Platz am Tische der lebenslustigen Baronin und ihrer Tochter, welche letztere in eifriger Unterhaltung mit dem jüngern Kurländer begriffen war. Die Generalin fühlte sich bald heimisch in dem neuen Kreise, erfreute sich an dem feinen, weißen Brode, dem aromatischen Honig, der Quintessenz der Alpenblumen, und der schäumenden Sahne, dem Product der Kräuter, deren Düfte zu den geöffneten Thüren hereindrangen.

Hedwig hingegen kostete diese Genüsse nur halb, in der Ungeduld den herrlichen Sommermorgen zu einem Spaziergange am Ufer des See's, oder gar einer Fahrt auf seiner spiegelglatten Fläche zu benutzen. Nach dem Frühstücke zerstreute sich die Gesellschaft nach allen Himmelsgegenden. Die Engländer und ihre Damen hatten den Plan, den hei-

ßen Tag zu einer möglichst halsbrecherischen Gebirgspartie zu benutzen, um sagen zu können: wir bestiegen zuerst die Spitze des Pilatus! — Die Baronin machte sich ein Vergnügen daraus, die Neuangekommenen zu einem der schönsten Punkte oberhalb der Vorberge, an welche sich die Villa anlehnte, zu führen, der Marquis und die Kurländer schlossen sich an. So begannen die Freuden des schweizerischen Pensionslebens für Hedwig, die viel lieber allein, als in so großer Begleitung jenen Spaziergang unternommen und genossen hätte, während die Generalin über der lebhaften Unterhaltung des Marquis fast zu vergessen schien, daß mit jedem Schritte, den sie emporstiegen, das Panorama des See's und seiner großartigen Umgebung sich immer majestätischer und ergreifender vor ihren Blicken entfaltete.

Es ist interessant zu beobachten, welche Verschiedenheit der Eindrücke eine großartige Natur auf die Beschauer hervorbringt, man erhält dadurch Aufschlüsse über den Bildungsgrad, Ideen-Reichthum oder -Armuth, Einseitigkeit oder großartige Weltanschauung, kurz über die ganze Individualität, die wahrhaft überraschend sind und selten irre leiten.

Zehntes Kapitel.

Die Pension Frascati.

Der Weg führte die Gesellschaft zuerst durch breite Wege an den schön gehaltenen Gärten der Landhäuser aufwärts, welche die untern Hügel am See begrenzten, dann über grüne Matten von Blumen und Kräutern übersäet, bald durch bewaldete Hügel oder kleine balsamisch duftende Fichtengehölze, bis der Fußpfad, steiler werdend, sie zu einer felsigen Höhe leitete, wo sie den überraschendsten Ueberblick über den ganzen See, seine ihn umschließenden, schroffen Felsen, grünen Alpen und zackigen Schneeberge genoss. Er lag tief unter ihr da, wie ein blaugrüner Spiegel, besäet von zitternden Wellen, auf denen das Sonnenlicht funkelte, wie tausend kleine Diamanten auf hellblauem Grunde.

Die junge Wittwe, Frau von Suave, schien ermüdet, schmachtender als je. Sie hatte den Arm des

jüngern Kurländers, Baron Uexholm, angenommen, während der ältere, Herr von Nordström, Hedwig alle Bergspitzen nannte und ihren Cicerone machte. Er erfreute sich an ihrer Frische, wie er sagte, sowohl beim Genusse, als auch beim Ersteigen der Berge, denn sie war, von der Freude getragen, auf die Höhe gelangt, ohne es zu empfinden, wie hoch sie gestiegen. Oben lagerte die Gesellschaft im Grase, die Unterhaltung drehte sich um die Freuden und Leiden der Reisen.

„Man sieht, Fräulein von Astenberg, daß dieses Ihre erste Reise ist,“ sagte Nordström. „Sie sind zu beneiden. Wir Andern sind schon mehr oder weniger blasirt.“

„Doch nicht so sehr, um nicht mit Entzücken diesen Anblick zu genießen!“ entgegnete sie.

„Es giebt auch darin verschiedene Grade. Allerdings ist ein solcher Spaziergang ein schöner Moment einer Reise, allein wie selten sind sie, wie viele Zufälligkeiten müssen zusammentreffen, wie viele Strapazen, Langeweile ertragen werden, um einen solchen Anblick zu erreichen?“

„Wie so?“ fragte Hedwig erstaunt.

„Nun,“ entgegnete Nordström, „ich rechne ungefähr auf drei Stunden Unannehmlichkeiten beim Reisen durchschnittlich eine Viertelstunde Genuß. Das

ist noch sehr günstig gerechnet. Sehen Sie,“ fuhr er fort, als er sah, daß sich mehrere Damen anschickten, ihn mit Widerspruch zu unterbrechen — „ich werde Sie nur an einige Fatalitäten erinnern, die fast unvermeidlich auf jeder längern Reise sind. Man reißt sich los aus der gewohnten Routine, den Comforts der Häuslichkeit, steht um vier Uhr auf, das Eisenbahnfieber verhindert uns Frühstück zu genießen, in peinlichster Unruhe bestellt man seine Droschke — man ist fertig, es kommt keine — man möchte aus der Haut fahren — endlich kommt sie, doch in einer engen Straße halten mehrere steinbeladene Wagen — man kommt nicht durch, endlich langt man an auf dem Bahnhofe — es pfeift — der Zug geht ab — zu spät! — Nein, es war ein anderer — man nimmt Billets, man eilt nach den Waggons — viel zu früh — man muß noch drei Viertelstunden auf den nächsten Zug warten.

Endlich geht's fort. Das ist ein hübscher Moment, noch ist die Luft frisch, thauig und aromatisch, aber mit jeder Stunde steigt die Hitze, es wirbelt der Staub empor. Eine Mutter mit schreienden, unruhigen Kindern theilt den engen Raum mit uns, oder fünf Cigarren hüllen uns in ihren blauen Dunst. Es wird Abend, die Füße sind angeschwollen, der Kopf schmerzt unerträglich, der Hunger wird peinlich,

denn außer einer Tasse Bouillon, woran man sich den Mund verbrannte, und harten Butterschnitten mit faserigem Fleisch hat man nichts genießen können, denn es war ein Schnellzug. — Die Ungeduld steigt — man hofft anzukommen, immer weiter geht's, endlich sind wir da. — Todmüde entsteigt man dem Marterkasten — man eilt, sein Gepäck zu erhalten — Gedränge, Warten, Stoßen ist die Losung — es fehlt der Nachtsack — man erreicht endlich einen Fiaker und rasselt durch die Straßen — man hält vor dem Hôtel. Der Oberkellner winkt mit der höflichsten Verbeugung: „kein Platz!“ — Weiter — und so fort, bis man endlich aufgenommen, drei Treppen hinaufwankt, im Hofe ein dumpfiges, kleines Schlafzimmer findet, um sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen und von den Genüssen des Reisens zu träumen. — Am andern Morgen erwacht man erfrischt, freut sich die Sehenswürdigkeiten des Ortes zu genießen. Doch der Regen gießt in Strömen herab: keine Möglichkeit, auszugehen!“...

Alle lachten.

„Du malst doch etwas zu schwarz, lieber Vetter,“ rief Uexholm, „obgleich ich zugebe, daß einige Deiner Schilderungen sehr treu sind, etwa sich so verhalten, wie die Caricatur zum Portrait.“

„Bitte um Entschuldigung, es war eine Skizze nach der Natur“

„Aber warum reisen Sie denn, Baron Nordström,“ fragte die Baronin, „wenn Sie so darüber denken?“

„Sie fragen!“ rief der Angeredete mit komischem Erstaunen, „und wissen, daß ich ein Esthländer bin, das Unglück hatte, unter dem sechsundfünfzigsten Grade nördlicher Breite geboren zu werden. — Nein, mourir pour la patrie, mais ne pas y vivre!“

Solche Unterhaltungen fielen wie ein Mißton in Hedwig's Naturgenuß. Baron Uexholm bemerkte ihr Mißfallen an den cynischen Reden seines Vetters und widmete sich ihr beim Herabsteigen. Es war ihr wohlthuend, ihn über Naturbetrachtung reden zu hören, ungefähr wie es uns ist, wenn wir in fremdem Lande, dessen Sprache wir nicht verstehen, mit unsern Mutterlauten angeredet werden. Freudig ging sie auf seine Unterhaltung ein.

„Ich fühle sofort an Ihrem Urtheil und die Art, die Gegend anzuschauen, daß Sie Malerin sind. Gewiß zeichnen oder malen Sie?“ fragte er.

„Ich pfusche ein wenig in Aquarell.“

„Da bewundere ich Sie, wenn Sie etwas darin leisten.“

„Wie so?“ ...

„Weil man Meister sein muß, um mit Erfolg Aquarell zu malen, denn es ist viel schwerer und hat nicht die Hülfsquellen der Oelmalerei, der ich mich gewidmet habe.“

„Die Ansicht ist mir neu,“ entgegnete Hedwig. „Ich hielt Aquarell für leichter, anspruchsloser.“ —

„Doch hier würde ich kaum den Muth haben, die großartigen Naturbilder in eine kleine Zeichnung oder ein Bildchen zu fassen! Nicht das Ganze, aber kleine Episoden daraus. Ich habe bereits recht fleißig gemalt, werde Ihnen meine kleinen Skizzen zeigen und Ihnen die besten Punkte zum Aufnehmen aufsuchen.“

Mit diesem Versprechen empfahl sich Baron Uexholm der Gesellschaft, welche die Pension Frascati wieder erreicht hatte und bald sah man ihn mit der Mappe dieselbe verlassen, um eine angefangene Skizze zu vollenden.

Als die Mittagshitze vorüber war, ein laues Lüftchen den See zu leichten Wellen kräuselte und die Strahlen der bereits tiefstehenden Sonne die Schneespitzen mit röthlichem Lichte übergossen, schlugen die beiden Kurländer den Damen eine Fahrt in den Booten vor, die an der Wassertreppe des Gartens bereit lagen. Sie übernahmen es, selbst zu rudern, um sich eine gesunde Bewegung zu machen, und

bald flogen sie über die krystallhelle Wasserfläche hin, die am Ufer in ihrer grünen Tiefe jeden glattgespülten Kiesel bis auf den Grund erkennen ließ, während sie mehr der Mitte zu durch ihre tiefblaue Farbe die unergründliche Tiefe des See's verrieth. Wie eine Phantasmagorie wechselten die Uferbilder, indem sie in weichschaukelnder Bewegung auf der Wasserfläche dahinglitten. Ein leichter Zephyr kühlte die Luft und trug das Glockengeläute des katholischen Luzern zu ihnen hinüber. Bald spiegelten sich grüne Landzungen mit hohen Nußbäumen und weißen Villen in dem klaren Busen des See's, bald schroffe, wilde Felsen, bald grüne Matten mit rothbraunen Heerden, bald des Rigi kühne Contouren oder die rosigen Schneeberge in langgedehnten Reflexen. Endlich sank die rothe Kugel der Sonne tiefer, bis sie in den See zu tauchen schien — noch ein feuriges, letztes Leuchten auf den fleckenlosen Firnen, und Alles war kalt und blau, glanzlos und todt, wie ein Menschenleben, dem die Sonne seiner Liebe, seines Glückes untergegangen ist. —

So verstrich der erste Tag am Vierwaldstädter See.

„Die Schweiz hat die kühnsten Erwartungen meiner Phantasie übertroffen,“ so schrieb Hedwig

ihrem Bruder Egon von dort. „Daß Gottes Erde so schön ist, habe ich nicht geahnt. Ich bin zu glücklich, es fehlt meiner Freude nichts, als sie mit Euch zu theilen!“

Elftes Kapitel.

Hugo Uexholm.

In der glühenden Sonnenhitze finden wir eines Morgens Baron Uexholm unter seinem Leinwandschirme im Garten der Villa beschäftigt, eine Oelskizze auf seiner portativen Staffelei zu vollenden.

Bewundernd standen die Generalin und Hedwig neben ihm und sahen seiner Arbeit zu, wie genial er Pilatus' zackige Formen und den grauen Wasserthurm Luzern's in den kleinen Raum seiner Leinwand gezaubert und den Reflex im blauen See eben täuschend mit großen Strichen anlegte.

„Das nenne ich eine Naturskizze!“ rief die Generalin. „Wie sind Sie zu beneiden, sich so ein Stückchen Schweiz nach dem andern in Ihrer Mappe mitzunehmen. Wahrlich Sie reisen mit Nutzen!“

„Es ist wahr,“ entgegnete Uexholm. „Ich glaube auch, daß das Malen nach der Natur, selbst wenn

man nur Dilettant ist, wie ich, dennoch den Genuß erhöht. Wie sehr anders mehr als Derjenige, welcher sie ohne Beziehung, nur als Totaleindruck genießt, und wenn wir ein Stückchen davon in unsere Skizze eingerahmt, so glauben wir sie zu besitzen. So, wie Sie sehen, ist Pilatus mit seinen sonnigen Unterbergen jetzt mein Eigenthum geworden, kein König kann sich unbeschränkter in seiner Herrschaft über Land und See fühlen, als ich in dem Besitze meines Bildes. Aber nun," fuhr er, zu Hedwig gewendet, fort, „Fräulein von Astenberg, holen auch Sie Farben und Album, beginnen Sie dieselbe Skizze!"

„Wie könnte ich es wagen zu versuchen dasselbe, was Ihnen so meisterhaft gelungen ist, mit meinem geringen Talent darzustellen!"

„Warum nicht? gerade das ist interessant. Wenn zwei Personen dasselbe unternehmen, so erkennt man die Individualität bei der Auffassung; sieht, wie verschieden ein Jeder dasselbe sieht, in sich aufnimmt und aus sich heraus reproducirt. Versuchen Sie es, gnädiges Fräulein, ich werde nachhelfen mit meinem Rath."

Hedwig ging zögernd, doch gern ihre Mappe zu holen. Uexholm war ihr behülflich einen schattigen, geeigneten Platz aufzufinden.

Pfeilschnell verstrichen die Stunden bei der Ar-

heit und der Unterhaltung. Uexholm war überrascht über das entschiedene Talent seiner Schülerin, die leichte, sichere Behandlung der Tinten und die demuthsvolle Bescheidenheit, womit sie dankbar erröthend sein Lob aufnahm.

Hugo Uexholm war der einzige Sohn eines reichen kurländischen Grundbesitzers, der Stolz und die Freude seiner Eltern. Von früher Jugend an kränklich war er mit all' der Sorgfalt, Angst und liebevollen Rücksicht umgeben, welche einen einzigen Sohn nicht selten zum selbstsüchtigen verzogenen Menschen macht. Seine Mutter, welche ihren Hugo vergötterte, eine Pariserin voll Geist, Anmuth und Leben, schien ihm diesen Theil ihres Wesens vererbt zu haben, sie bestand darauf, daß er sein nordisches Vaterland oft für lange mit Paris oder Italien vertauschte, um in der milden Luft zu erwachsen und die glänzendste Erziehung zu erhalten. Indessen bestand sein Vater darauf, daß er auf einer deutschen Universität studiren müsse. So vereinigte sich bei ihm die Gründlichkeit der deutschen Bildung mit dem äußern Glanz der anmuthigen Formen des Nachbarlandes. Auch in seinen geistigen Eigenschaften ließ sich diese Verschmelzung beider Nationalitäten erkennen. Vom Vater hatte er die deutsche Gemüthlichkeit, die tiefere ernstere Richtung, den Hang zur Schwärmerei

und Poesie, der durch stete Kränklichkeit, die Unmöglichkeit sich einem abziehenden Berufe der Thätigkeit hinzugeben und seinen geistigen Ueberfluß zu verbrauchen, zur Grübelei und Melancholie wurde. Dagegen milderte die oft glänzende Laune, der feine Witz seiner Auffassung, das sanguinische Temperament, ein Erbtheil der Mutter, als Gegengewicht jene Eigenschaften, und brachte eine ebenso seltene, eigenthümliche als verführerische Individualität hervor. Hugo Uexholm war eine wahre Chamäleonsnatur, immer wechselnd, überraschend, interessant, sowohl als ernster Grübler, tieffühlender Poet, wie als glänzender Weltmann, mit der seltensten Unterhaltungsgabe. Dabei war sein Aeußeres entsprechend von der Natur ausgestattet. Die hohe, schlanke Gestalt, die feinen, regelmäßigen Züge des länglich ovalen Gesichts, die hohe Stirn von dunkelm, üppigem Haare überwallt, die dunkeln feurigen Augen von reichen Wimpern beschattet, das bleiche Colorit, durch einen dunkeln Bart noch mehr hervorgehoben, bildeten eine Erscheinung, welche man nicht wieder vergaß — wohl geignet, mit Stolz von seinen Eltern betrachtet zu werden. Er schien es indessen kaum zu ahnen, wie schön er war und nahete nicht in siegesgewohntem Selbstbewußtsein dem andern Geschlechte. Im Gegentheil zeichnete ihn

eine fast kindliche Bescheidenheit aus und eine Verehrung für Frauen, welche auf eine sorgfältige Erziehung durch eine ausgezeichnete Mutter schließen ließ.

Es war leicht vorauszusehen, daß eine solche Persönlichkeit bei dem täglichen Zusammensein des Pensionslebens einen wenn auch verschiedenen, doch bedeutenden Eindruck auf die weiblichen Bewohnerinnen ausüben mußte. Frau von Suave, die melancholisch schmachtende Wittwe, war nur belebt, wenn er sich ihr widmete, und suchte auf jede mögliche Weise seine Gesellschaft zu monopolisiren. Die ältern Damen wurden nicht müde seine Rücksichten, seine Schönheit und Liebenswürdigkeit zu preisen. Hedwig konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß ihr nie ein ähnlicher Mann begegnet, und sich glücklich in seiner Nähe zu fühlen; es war ein Zaubermaß für sie in der paradiesischen Umgebung, ein Leben des Genusses, dem nichts fehlte als die Dauer, denn die Tage entflohen zu schnell, zu schön: jeden Abend legte sich Hedwig nieder mit dem Seufzer: „schon wieder ein Tag weniger hier zu verleben."

Bald kamen Regentage und schlossen die Gesellschaft in die Zimmer ein. Da schlug Uexholm gemeinschaftliche Lectüre vor; er las den Damen bei ihrer Arbeit mit trefflichem Vortrage die besten

Productionen der neuesten Litteratur vor, welche er als Reiselectüre mit sich führte. Abends musicirte man; Alles freute sich wenn die englischen Misses ihre Opernarien abgesungen, und Baron Uexholm sich an das Piano setzte, um zu phantasiren. Er spielte auch Ouverturen und Beethoven'sche Sonaten vierhändig mit Hedwig, die nun erst den Geist jener Stücke zu verstehen glaubte, und nie so schöne Stunden genossen hatte, als wenn Beethoven's mächtige Compositionen, durch Beide vereint ausgeführt, sie in das Reich der verschiedensten Empfindungen versetzten, bald die tiefste Schwermuth, die Zerrissenheit den Kampf der Seele in erregenden Tönen aushauchten, bald wieder das Verschmelzen, das Aufgehen in Liebeswonne, den Jubel seiner Allegro's, das muthwillig Neckende seiner Scherzo's in rascher Abwechselung an ihnen vorübergehen ließen. Wie hinreißend war Uexholm's Vortrag; es schien, als habe er alle Stadien des Seelenlebens, die er in Tönen hervorrief, selbst durchgelebt und empfunden. Nach solchen Abenden lag Hedwig oft Stunden lang wach — zu mächtig erregt, um Schlaf zu finden. Dieses Leben, so überreich an Genuß und Anregung, war ihr zu neu, zu berauschend, ein Gefühl namenloser Wonne durchdrang ihre Seele, wenn sie in Uexholm's Nähe ihn von Geist, Kunst

und Harmonie gleichsam den Schaum abheben sah, um ihn ihrem Genusse zugänglich zu machen.

Bald schien es Hedwig, was die Umgebung längst bemerkt, daß er sich ihr ausschließlich widmete, daß sein Blick sie suchte, sowie er eintrat, daß er mehr und mehr, statt früher an Frau von Suave, an sie seine Unterhaltung richtete, kurz, daß er sie mit entschiedenem Interesse betrachtete. Ja es war ihr oft, als seien seine dunklen, feurigen Augen mit einem besonders ernsten fragenden Blick auf sie geheftet, gleichsam als wollte er in der Tiefe ihrer Seele lesen und ihre Gefühle durchdringen. Ein unbeschreiblicher Zauber lag für sie in diesem Verkehr; sie wagte nicht zu hoffen, daß ein so bedeutender, mit jedem glänzenden Vorzuge ausgestatteter Mann sie mit mehr als gewöhnlichem Antheil betrachte. Doch sowie die Tage zu Wochen wurden, seine Neigung zu Hedwig sich so deutlich verrieth, daß sie kaum noch zweifeln konnte, übermannte sie diese Ahnung zuerst wie ein so blendender Lichtstrahl in ihr bisher so sonnenloses Leben, daß sie nur zagend und demüthig zweifelnd sich der seligen Gewißheit hingab, daß Uexholm wirklich sie, das bescheidene anspruchslose Wesen, liebe. Und doch war es so. Im täglichen Verkehr erkannte er in ihr die seltenen Vorzüge, die im Jahre langen geselligen Verkehr der

Stadt, wo nur die Außenseite zur Geltung kommt, unerkannt und verborgen blieben: die echte sanfte Weiblichkeit, den tiefen Ernst, den Sinn für alles Gute und Schöne, die Bereitwilligkeit, stets gegen Andere zurückzustehen. In dem Verständniß seiner glänzenden Begabung fand er den Spiegel, in dem sich alle seine Eigenschaften verklärt reflectirten, das dem ausgezeichneten Manne ungleich schätzbarer bei dem Weibe seiner Wahl ist, als deren eigne hervorragende Persönlichkeit.

Wenige Tage ihres Aufenthaltes in Frascati waren noch übrig, man sprach von Abreise und Trennung. Hedwig's Herz bebte, wenn sie daran dachte, sie wagte sich kaum zu gestehen, wie ganz Uexholm ihre Gedanken ausfüllte, und kämpfte gegen diese hoffnungslose Neigung, wie gegen eine Thorheit, eine gefährliche Versuchung. Denn daß dieser glänzende Mann sie zu seiner Lebensgefährtin wählen würde, schien ihr so unglaublich, daß sie sich kaum eine solche Vermessenheit des Gedankens erlaubte. Aber der Kampf vermehrte nur die Macht der wachsenden Leidenschaft; endlich bei einem Spaziergange, wo Uexholm ihr den Arm geboten, blieb er mit ihr weit hinter den Uebrigen zurück. Sie bogen eben in eine schattige Allée ein, als der Mond silberhell durch die hohen Nußbäume schien, und der See wie ein

Silberflor zu ihren Füssen lag — da empfing die überraschte bebende Hedwig das Geständniß seiner Liebe; auf die Bitte, vor seiner Abreise über das Glück seines Lebens zu entscheiden, verwies sie ihn an ihre Eltern.

Von dieser seligen Stunde an, gehörten sie einander, wenn auch ihrer Verlobung noch die Einwilligung der beiderseitigen Eltern fehlte. Uexholm schrieb sogleich an die Seinigen, die in den Bädern von Vichy ihren einzigen Sohn erwarteten, um mit ihm den Winter im Süden zu verleben. Hedwig theilte den Ihrigen mit, welches Glück ihr geworden — „ein so überreiches," so schrieb sie, „daß ich es noch nicht glauben kann, und stets fürchte, aus dem Traume zu erwachen." Niemand freute sich herzlicher über diese Wendung ihres Schicksals als die gutmüthige Generalin, die gern Heirathen stiftete. Frau von Suave sah mißverstandener, melancholischer, schmachtender aus, als je, und die Damen beschleunigten ihre Abreise. Die Engländerinnen schauten neidisch d'rein, als das Paar Arm in Arm auf- und niederwandelte im Austausch der ersten bräutlichen Ergießungen. „Baron Uexholm seems very sweet upon Miss Astenberg," flüsterten sie, „well I declare, those German girls are the most shocking flirts: He will never think of marrying her."

Die Generalin hatte ernste Unterredungen mit dem Vetter Uexholm's, um näheren Aufschluß über dessen Verhältnisse zu erhalten. Der ältere Hagestolz blickte mit seiner cynischen Art auf Uexholm's wachsende Neigung herab.

„Was seine Stellung anbetrifft, so können Sie unbesorgt sein," sagte er, „er ist im Stande, Ihrer Schutzbefohlenen das glänzendste Loos zu bieten; ob die Eltern einwilligen, vermag ich nicht zu bestimmen, die Mutter liebt ihn mit eifersüchtiger Zärtlichkeit und wird nicht leicht finden, daß ein Wesen in der ganzen Welt seiner würdig ist. Der Vater ist ein vernünftiger Mann, er will, daß Hugo heirathet. Dennoch bedaure ich Fräulein von Astenberg. Mein Vetter ist ein Phantast, unbeständig in seinen Plänen und Neigungen, ein Mensch des Impulses, stets gewohnt, wie alle verzogenen Kinder des Glückes, Alles haben zu wollen, was ihm gefällt, recht angenehm zum Lieben, doch zum Heirathen taugt er gar nicht. Es mangelt ihm die Ruhe und Abgeschlossenheit, der geregelte Wirkungskreis des Mannes, der nur allein Befriedigung in der Häuslichkeit finden läßt. Dieses Herumziehen von Ort zu Ort — ein wahres Touristenleben, ist recht gut für den jungen, unverheiratheten Mann, aber er steht an der Schwelle der

Dreißig, und für den Haus- und Familienvater ist der Reisewagen, das Dampfschiff, das Hôtel kein geeigneter Ort, ein ruhiges Glück zu garantiren — er wird bald blasirt und unglücklich sein und ich fürchte — auch unglücklich machen."

„Aber hat sein Vater nicht Güter in Kurland?"

„Ja wohl, gnädige Frau; aber Hugo kann nicht dort leben, er ist brustkrank und muß im Süden seine Winter zubringen, sonst gäbe ich nicht viel für sein Leben."

„Wo Glück ist, da finden sich die Wolken am Horizonte gar bald," entgegnete die Generalin. „Nun wir wollen hoffen, daß sie wie die Flecken in der Sonne ihrem Lichte keinen Abbruch thun."

Die sehnlich erwarteten Briefe der Eltern kamen. Beide gaben ihre Einwilligung — es fehlte den Liebenden nichts, nur die Furcht vor einer baldigen Trennung lag vor ihnen. Hugo's Eltern verlangten, daß ihr Sohn vorher den Winter im Süden mit ihnen verlebe und seine Gesundheit stärke, ehe er an seine Verbindung mit Fräulein von Astenberg denke. Diese Trennung solle auch die Beständigkeit der so plötzlich entstandenen Neigung erproben und dann im Frühlinge die Hochzeit gefeiert werden.

„So bist Du also wirklich verlobt?“ entgegnete Nordström, als Hugo ihm diese Nachricht mittheilte. „Nun willst Du wohl, daß ich Dir gratuliren soll, wie das üblich ist. Das kann ich aber nicht, denn ich finde, daß Du, mit Respect zu sagen, einen verzweifelt dummen Streich gemacht hast!“

„Wie meinst Du das?“ fragte Hugo beleidigt.

„Je nun, Du weißt, wie ich über die Ehe denke; Du hast eine sehr angenehme, sorglose Existenz aufgegeben, um Dir alle mögliche Unruhe, Sorgen und Quälerei des Alltagslebens aufzuladen. Blicke um Dich her im Kreise Deiner Bekannten, wo findest Du eine glückliche Ehe, eine Familie, in welcher Harmonie herrscht? Forsche tiefer nach in jedem Hause — unter zehn Häusern sind neun, wo das gestörte Familienleben der Wurmstich ist, welcher an seinem Marke zehrt. Ja, ja, jener alte Professor hatte schon Recht, als er in seiner Vorlesung über Anthropologie sagte: Die Familie gehört noch gar nicht in das Paradies, sondern entstand erst nach dem Sündenfalle der ersten Menschen. Und es ist gar nicht zu verwundern, denn sehen wir nicht täglich die allerheterogensten Individualitäten durch die Bande des Blutes an einander gekettet, wie soll da Harmonie und ein glückliches Zusammenleben entstehen?“

„Aber, lieber Vetter, das ist eine paradoxe Behauptung. Nach Dir sollte ja ein Jeder allein leben, um glücklich und ruhig zu sein."

„Entschieden würde er dabei die größte Chance haben."

„Aber das ist ja die Theorie des Egoismus in höchster Potenz. Nein, ich habe ganz andere Ansichten. Ich gebe zu, daß das tiefste Unglück, wie das höchste Glück auf Erden in dem Ehe- und Familienleben eingeschlossen ist, und daß wir leider das erstere überwiegend oft finden. Aber das kommt daher, daß die meisten Menschen nicht heirathen um glücklich zu machen, sondern um glücklich zu werden; ein Jeder sucht seine eignen Ansprüche durchzusetzen, findet er andere Ansichten bei seinem anderen Ich, so fühlt er sich nicht verstanden und ist unzufrieden. Warum nicht liebevoll in die Verschiedenheiten eingehen, sich auf halbem Wege entgegenkommen, und Eins für das Andere leben, dann würde Vieles besser werden."

„Das sind treffliche Theorien, ich will Dir wünschen, daß Du sie mit Erfolg durchführst."

„O was das anbetrifft, so haben sie auf Hedwig und mich keine Anwendung; da ist keine Verschiedenheit, sondern volle Harmonie, und sollten sich im Laufe der Jahre dergleichen dennoch herausstellen,

so ist sie so aufopfernd, so nachgebend, daß sie sich nur zu sehr nach mir richten wird."

„Nun wir werden sehen," erwiderte Nordström. „So redet ein jeder Bräutigam; möchtest Du nie bereuen, in der Pension Frascati eingezogen zu sein und hier Dein Lebensschicksal entschieden zu haben. Du bist einmal nicht zum Ehemanne geschaffen, es mangelt Dir die Cardinaltugend desselben, die Beständigkeit."

„Nordström, Du wirst beleidigend!" rief Hugo aufgebracht.

„Daran erkennt man seine wahren Freunde, daß sie einem unangenehme Sachen sagen: toute verité n'est pas bonne à dire; aber von mir sollst Du stets die Wahrheit hören, denn ich bin der Einzige, der sie Dir zu sagen wagt."

„Der Erfolg wird Dir zeigen, ob Du Recht hattest," entgegnete Hugo ärgerlich, und verließ den unbequemen, cynischen Hagestolz, der, wie schon oft, einen Tropfen Wermuth in den Becher seines Glückes gegossen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Scheiden.

Der Tag der Abreise rückte heran. Es war der letzte Abend; Hugo wollte die Damen bis Luzern geleiten, von dort wollten sie mit dem Dampfschiffe über den See fahren und über Interlaken, Thun und Bern zurückreisen, während er dem Rufe seiner Eltern folgend, diese in Vichy treffen und mit ihnen nach dem Süden eilen wollte, ehe die kalten Herbstwinde seiner Gesundheit schädlich würden. Hedwig war unbeschreiblich traurig. Gerade die Größe ihres Glückes machte sie ahnungsvoll und zitternd, es zu verlieren. Eine Trennung von einem halben Jahre, welche Möglichkeiten ließen sich da befürchten. Hugo tröstete sie lächelnd, und malte ihr mit glühenden Farben die schöne Zukunft ihrer Vereinigung vor. „Eine dieser schönen Villen soll unser Sommeraufenthalt werden,“ sagte er, „und so wie der Winter sich fühlen läßt, entfliehen wir mit den Zugvögeln

gegen Süden, leben in Rom ein Dasein des Genusses, baden uns in der warmen Sonne, erfreuen uns an der Kunst, der südlichen Natur und den Resten des Alterthums."

Wie viele Versprechungen, Schwüre inniger Liebe und Treue vernahm an diesem letzten Abende die lauschige Weinlaube tief unten am See, als der verschwiegene Mond ihren letzten Spaziergang Arm in Arm beleuchtete.

Graue, kühle Herbstnebel verhüllten schon die hohen Berge, als sie am frühen Morgen nach Luzern fuhren. Stumm und thränenvoll saß Hedwig da, ihre Hand in Uexholm's beide gepreßt.

So standen sie am Landungsplatze harrend auf das Dampfschiff, bis die Rauchsäule seine Ankunft verkündete.

Da kam es stolz heran gebrauf't, die Wellen durchpflügend und lag vor der Brücke. Hugo führte seine Braut auf das Verdeck — ein letzter Händedruck, es läutete, er eilte hinweg. „Auf Wiedersehen! Gott segne Sie!" rief er vom Ufer herüber, als das Dampfschiff sich in Bewegung setzte und pfeilschnell Hedwig fort von ihm trug — fort von ihrem Glücke, ihrer Wonne. Undeutlicher wurden die Umrisse seiner hohen Gestalt, die winkend am Ufer stand — jetzt wandte das Schiff um die

Landzunge; Luzern, Frascati verschwand und Hedwig überließ sich nun ganz dem Trennungsschmerze, den sie bisher in sich verschlossen hatte; es war ihr, als sollte sie ihn nie wiedersehen und sowohl die Generalin als sie selbst suchten das Uebermaß dieser Empfindung zu bekämpfen, die wie eine dunkle Ahnung sie überkam.

„Als das Dampfschiff Sie so rasch vor meinen Augen hinwegtrug und in der glänzenden Morgenröthe meinen Augen entschwand, theure Hedwig.“ so schrieb ihr Uexholm am nächsten Tage, „war es mir, als ob Geist und Körper sich trennten. Sie waren der Geist der Liebe, der Hoffnung, der sich in einer purpurgoldnen Zukunft verlor. Ich blieb zurück, einsam, freudlos, voll Sehnsucht. Wäre ich meinem Herzen gefolgt, so hätte ich Sie bald eingeholt, wäre mit Ihnen zu Ihren Eltern gereist, um ihnen mündlich zu danken für die Bereitwilligkeit, womit sie mir die Perle ihres Hauses opfern, um das meinige mit ihrem milden Glanze zu schmücken. Aber meine Eltern verlangen meine Rückkehr zu ihnen. Ich habe bisher so wenig leisten können, nur eine Pflicht treulich erfüllt, das ist die des Gehorsams gegen sie; auch hierin will ich ihren Wünschen folgen und die meinigen opfern. So ziehen Sie gegen Norden, ich morgen früh nach Westen, und so gehen

unsere Wege scheinbar eine Zeit lang weit auseinander, aber nur für kurze Monde, um sich dann für immer zu vereinigen."

* * *

Als Hedwig in's elterliche Haus zurückkehrte, um von den Eltern als freudestrahlende Braut wieder begrüßt zu werden, fand sie nur die Mutter und Schwestern, das Haus in größter Aufregung. Die Nachricht war so eben eingetroffen, daß der alte Freiherr von Hohenastenberg plötzlich einem Schlaganfalle erlegen sei. Der Präsident und sein Sohn Egon befanden sich bereits auf dem Wege dorthin, um der Beerdigung beizuwohnen und dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Auch Max Astenberg war mit ihnen zugleich dorthin berufen worden.

Ganz von einem absorbirenden Gedanken eingenommen, ward es Hedwig ungewöhnlich schwer, sich sofort wieder in die Interessen zu finden, welche augenblicklich die Ihrigen bewegten. Der Tod des Onkels berührte sie schmerzlich; die Glücklichen hören nicht gern vom Sterben und dem Ende aller Dinge. Es ist ein ziemlich sicherer Barometer unserer Stimmung und Lebensrichtung, ob wir, bei einem Kirchhofe vorübergehend, uns abwenden, oder ob wir gern zwischen den Gräbern auf und niedergehen, ob

der Gedanke an die ewige Ruhe Derer, die da unten schlafen, uns ein süßer Trost ist, wir gern in dieser Atmosphäre des Todes und ernsten Friedens verweilen, oder ob die Welt uns noch zu schön, reich und voll Glück uns umgiebt, um an den großen Uebergang mit freudiger Bereitwilligkeit zu denken.

Als der Präsident und Egon in den Schloßhof von Hohenastenberg einfuhren, wehte die schwarze Trauerfahne auf dem höchsten der grauen schiefergedeckten Thürme; eine gewisse unheimliche Stille lag auf dem verwaisten Herrnhause, selbst die großen Hunde erhoben nicht ihr bewillkommnendes Gebell wie sonst, wenn ein Wagen daherrollte. Der Hof war einsam und still; oben standen die Fenster des Schlafzimmers offen, kurz man fühlte instinctiv die Anwesenheit des Todes. Leise und tiefbewegt traten die Ankommenden ein, empfangen von Frau Barth, deren Trauerkleidung, verweinte Augen und Klagen um den entschlafenen Herrn ihren Schmerz andeuteten. Die Erzählung derselben von den letzten Tagen des Herrn, was er zuletzt gethan, gesprochen, gegessen, bildeten wie gewöhnlich das Thema ihrer Unterredungen bei solcher Gelegenheit. Der Präsident verlangte die Leiche zu sehen, die bereits im Sarge ausgestellt war. Da lag der alte Freiherr starr, todt, kalt; es war als sähe man es den Zügen

an, wie ungern er von einem Leben geschieden war, in welchem er so viel Macht, Unabhängigkeit und Reichthum genossen.

Bald traf auch Max Astenberg ein. Die Verwandten verlebten zusammen einen ernsten Abend, an welchem die Gespräche sich fast ausschließlich um den Hingeschiedenen und dessen Beisetzung im Erbbegräbniß an der Kirche des nächsten Dorfes bewegten.

Der schöne, klare Herbstmorgen dämmerte herauf. Als die Nebel, die wie Wolkenschleier um die Bergspitzen schwebten, sich gesenkt hatten und wie weiße Seen im Thale nach und nach vor der Macht der Sonne verschwanden, wie die jugendlichen Illusionen vor der Klarheit des reifern Verstandes, strahlte Hohenastenberg noch ein Mal in voller Pracht, als wollte es seinen scheidenden Herrn zum Abschiede grüßen. Der Hof füllte sich mit den Nachbarn und Unterthanen des Freiherrn, die seiner sterblichen Hülle die letzte Ehre erweisen wollten.

Um neun Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung: Voran die Vettern, dann die Dienstleute, hierauf der offene Trauerwagen mit dem Sarge, von einem reichen, schwarzen Sammettuche überdeckt, worauf des Freiherrn Wappen in Silber gestickt prangte, fast verdeckt von Blumenkränzen. Oben

lagen Helm und Degen, die er in den Befreiungskriegen getragen.

Ein langer Zug seiner Bauern folgte. Das Trauergeläut erklang ernst von dem Kirchthurme des Dorfes, wohin der Weg durch eine waldige Schlucht und die Felder Hohenastenberg's führte, die der Besitzer heute zum letzten Male machte, zum letzten Male durch Rang und Stellung von Denen unterschieden, die ihm folgten. Dann folgte die Rede des Geistlichen, und der reiche Sarg ward beigesetzt in dem engen, feuchten Gewölbe, welches, bereits überfüllt von den Vorfahren der Hohenastenberg's, kaum noch einen Platz für denselben hatte. Die Thür schloß sich hinter ihm und das Gefolge zerstreute sich. Sein Tod machte keine Lücke in das Leben der Leidtragenden, keine Thräne begoß seinen Grabhügel als Tribut seiner Liebe, nur ein Wesen beweinte ihn auf dem Rückwege, aber ihre Thränen galten der Selbstsucht, es war Frau Barth, die mißtrauisch und unruhig der Besitzergreifung eines neuen Herrn von Hohenastenberg entgegensah. Le seigneur est mort, vive le seigneur! —

Das waren die Gedanken, welche die Nächstbetheiligten unwillkürlich beschäftigten, als die ernsten Eindrücke des Endes aller irdischen Herrlichkeit

allmählich in dem Getreibe des Alltagslebens wieder untergingen.

Der Rest des Tages, sowie der Abend ward von Allen in einer sonderbaren Lage und Seelenstimmung hingebracht. Die drei Verwandten des Verstorbenen gingen in den Gemächern des Schlosses auf und nieder oder saßen bei Tische ohne zu wissen, wer von ihnen Herr sei, denn die Eröffnung des Testamentes war für den folgenden Morgen festgesetzt worden.

Am tiefsten bewegt war Egon. Der Würfel seines Schicksals sollte unwiderruflich geworfen werden. Der Präsident hatte bereits seine Stellung im Leben und würde sie nicht aufgegeben haben, wenn er der Erbe sein sollte; Egon, sein ältester Sohn, würde an seiner Statt als Herr von Hohenastenberg dort leben, seinen heißesten Lebenswunsch erfüllt sehen und — so flüsterte sein Herz — dann hoffen dürfen, als würdiger Bewerber seiner heimlich, o wie glühend geliebten Elisabeth, nahen zu dürfen. Mit ihr in Hohenastenberg zu leben, das war ein Traum, der es wohl werth war, wenn sein Herz höher klopfte, wenn seine Gedanken mit Zittern und Bangen der großen Entscheidung des kommenden Tages entgegenharrten.

Max hingegen, so sehr auch er wünschte, daß

der Onkel ihn zum Erben eines so reichen Besitzes erkoren, konnte nicht mit gleich qualvoller Spannung der Eröffnung des Testamentes entgegensehen. Einmal war seine Existenz bereits eine für einen jungen Mann sehr glänzende, und Hohenastenberg's Besitz keine Lebensfrage für seine ganze Zukunft; zudem war er auch im Stillen zu sehr überzeugt von der Vorliebe seines Onkels, um zu zweifeln, daß er und kein Anderer dessen Nachfolger werden könnte.

Die beiden Vettern theilten dasselbe Schlafgemach. Ehe sie sich niederlegten, gab Max Egon die Hand und sagte: „Höre Egon, ich sehe, wie bewegt Du dem morgenden Tage entgegengehst; auch ich bin unruhig, wie Du leicht begreifst; es ist eine eigenthümliche Lage, in der wir uns befinden. Doch laß uns einander das Versprechen geben, daß, wie auch die Entscheidung ausfällt, sie unserer langjährigen Jugendfreundschaft keinen Eintrag thun soll. Ich wenigstens verspreche Dir, der Erste zu sein, der dem Freiherrn von Hohenastenberg Glück wünscht, wenn Du oder Dein Vater es ist!“

Egon drückte ihm die Hand und sagte bewegt: „Es scheint mir, Max, daß es keiner Versicherung bedarf, daß ich ebenso denke.“

Bald lag Max im tiefsten Schlafe; welche

Nacht hingegen brachte Egon zu; man sollte es nicht glauben, welche Unendlichkeit von Gedanken, Entschlüssen, Bildern von Glück und Schmerz, welche Intension der Empfindung zehn kurze Stunden in sich schließen können, ja wie qualvoll eine einzige Stunde einer solchen Erwartung sich ausdehnen kann, wie sie Egon bewegte. Er sah vor sich die Möglichkeit des glänzendsten Erdenglückes, die Erfüllung seiner langgehegten, heißesten Wünsche — die Befreiung von allen Sorgen und Leiden einer ihm fast unerträglich gewordenen Lage, aber ebenso möglich die Zerstörung aller Hoffnungen, das Verbleiben in seiner Lebensstellung — die ganzen Höhen und Tiefen eines Menschenlebens, und wenige Stunden sollten Alles entscheiden. In dieser Krisis erflehte er sich Kraft von dem Allmächtigen, der stark in dem Schwachen ist, und bereitete sich so vor, mit männlicher Würde die ihm nahende Prüfung zu bestehen.

Der erste Schimmer der Morgenröthe zerstreute endlich die Schatten der schwersten Nacht seines Lebens. Max schlief noch immer den ununterbrochenen Schlaf der Jugend, des Glücklichen; Egon stand auf, erfrischte seine brennenden, klopfenden Schläfe durch die kühle Morgenluft am offenen Fenster, und dachte: wie leicht gehen doch

manche Menschen durch's Leben, wie schwer haben es andere von Jugend an — so leben wir, umgeben von Räthseln, und wie lang wird uns die Zeit bis zur Lösung dort oben.

Dreizehntes Kapitel.

Hohenastenberg und die Erben.

Der entscheidende Augenblick ist da. Die Gerichtspersonen aus der benachbarten Stadt sind gekommen, das Testament wird entsiegelt und den Betheiligten vorgelesen. Es ist vor sechs Jahren abgefaßt worden und lautet ungefähr so:

„Ich, Karl Freiherr von Hohenastenberg &c. &c. ernenne hiermit meinen Vetter, den Herrn Maximilian von Astenberg, Herrn zu Warnitz und Groß-Eschenthal zu meinem Universalerben der Güter Hohenastenberg, Warburg und der dazu gehörigen Vorwerke &c. &c., bestimme aber als Bedingung, daß derselbe dem Inspector Barth die von demselben in Pacht genommenen Ländereien dieser Güter ferner unter denselben Bedingungen für weitere zehn Jahre beläßt.

Ferner bestimme ich folgende Legate:

Meinem Vetter, dem Präsidenten von Astenberg ein Kapital von zwanzigtausend Thalern,

dessen Sohn Egon meinen Säbel und diejenigen von meinen Flinten, welche er sich auswählen wird.

Ferner der Frau Barth in Anerkennung ihrer treuen Dienste ein Kapital von zweitausend Thalern und ein Drittheil des vorhandenen Weißzeuges ꝛc. ꝛc."

Es würde uns zu weit führen, in alle Details dieses wunderlichen Testamentes weiter einzugehen.

Als die Vorlesung beendet, erhob sich der Präsident und sein Sohn Egon. Der Letztere war geisterhaft bleich, sonst verrieth nichts die stürmischen Empfindungen, die in ihm tobten; er bezwang sich mit geübter, langgewohnter Selbstbeherrschung und ging anscheinend ruhig auf seinen Vetter zu, gab ihm die feuchte, eiskalte Hand und wünschte dem Freiherrn von Hohenastenberg Glück. Der Präsident, der mit den Herren vom Gericht den Formalitäten genügte, sah seinen Sohn mit Stolz und Bewunderung an, während ein bitterer Schmerz ihn durchzuckte bei dem Gedanken an dessen Zurücksetzung gegen den bereits vom Glücke so begünstigten Vetter. Mit innerer Entrüstung empfand er die ungerechte Handlungsweise des Verstorbenen gegen seine eigne Familie, doch die Gegenwart der fremden Zuschauer hielt jede Aeußerung zurück.

Endlich war Alles vorüber. Der Präsident benutzte den noch übrigen Theil des Morgens, um nach der nahen Stadt zu fahren, auf seine kleine Erbschaft bezügliche Geschäfte zu besorgen und in der Thätigkeit die Bitterkeit seiner getäuschten Hoffnungen zu betäuben. Vorher gab er Egon schweigend die Hand, doch Vater und Sohn verstanden sich: dieser stumme Händedruck brachte sie einander näher, als manches Jahr des Zusammenlebens es vermocht hätte. Egon eilte hinaus in den Wald, fort von den beobachtenden, mitleidigen Blicken der Menschen in Gottes stumme, verschwiegene Natur, er mußte allein sein und sich wieder fassen; die Gefühle in seiner Brust drohten sie zu zersprengen, er mußte seinen Schmerz, seine Erbitterung austoben lassen, ehe er das Gleichgewicht wieder zu erringen vermochte. Wie wohl that es ihm, als die frische Waldluft um seine Stirn wehte und seine Gluth kühlte. Er eilte fort ohne Weg und Steg, dahin wo der Wald am dichtesten, wildesten war, hinauf auf den tannenbewachsenen Berg. Dort warf er sich nieder in das weiche Moos, unter die verschlungenen Zweige der Fichten, durch die der blaue Himmel so wolkenlos heiter und ungetrübt auf ihn hinabschaute, hier kämpfte er den bittersten Kampf seines Lebens aus, den Kampf gegen langgehegte

Wünsche, das Widerstreben des jungen glückdurstenden Herzens gegen die auferlegte beschränkte, dornenvolle Lebensbahn, den Kampf gegen die Versuchung des Murrens, des Zweifelns an einer Alles zu unserem Besten leitenden Vorsehung.

Aber Egon blieb Sieger in dem Kampfe gegen unsern mächtigsten Feind, unser eigenwilliges, kreuzscheues, weltliches Herz. Ergeben in Gottes Willen stand er auf nach mehreren Stunden, deren intensive Qual nur der ermißt, welcher ähnliche Lebenskrisen durchrungen hat. Langsam stieg er hinab auf dem schlüpfrig glatten Boden der mit Tannennadeln besäeten Abhänge, und setzte sich nieder auf eine Bank, von wo aus man den Blick in das Thal und das auf sanfter Anhöhe gegenüber liegende Schloß hatte.

Nie war es ihm so romantisch schön vorgekommen, wie es so fürstlich thronte auf dem waldigen Hügel, mit seinen epheubewachsenen, grauen Thürmen, seinen langen Fensterreihen, seinem Schloßhof und geräumigen Wirthschaftsgebäuden, den uralten Linden, Eichen und Silberpappeln seines Parkes, dem Teiche mit dem einsamen Schwan, dem Hintergrunde der waldigen Anhöhen, in denen die herbstliche Färbung roth und gelb mit dem Immergrün der Tannen anmuthig abwechselte, dem Bache, der wie ein Silberfaden ruhig durch die noch sam-

metgrünen Wiesen des Thales rieselte, auf denen die braune Heerde mit dem monoton harmonischen Geläut weidete.

Er wurde weich und nahm im Geiste Abschied für immer von der schönen Landschaft, die er nie wiedersehen wollte, Abschied zugleich von seinen Lebenshoffnungen, seiner Liebe, seiner Jugend; denn nicht die Jahre setzen die Grenzscheide, sondern der wahre Markstein derselben ist der Tag, an welchem wir erkannten, daß unser Glück für immer dahin ist, wo wir den Träumen der Jugend entsagen und beschließen, von nun an ganz der Pflicht und einem höheren Dasein zu leben.

Als Jüngling war Egon nach Hohenastenberg gekommen, in wenigen Stunden hatte ihn die Macht der Erlebnisse gereift, als ernster Mann sollte er es wieder verlassen.

In tiefen Gedanken verloren, bemerkte er es kaum, daß Max, aus einem Seitengange kommend, ihn auf der Bank entdeckte, mit Wärme auf ihn zueilte, ihm die Hand bietend.

„Endlich finde ich Dich, Egon," rief er, „nachdem ich Dich seit einer Stunde vergeblich gesucht; ich muß durchaus mit Dir reden. Glaube mir, bester Freund, ich kann es Dir nachfühlen, wie Dir zu Muthe ist, aber ich erinnere Dich an Dein Ver=

sprechen, daß unsere Freundschaft durch die Entscheidung unseres Schicksals nicht getrübt werden soll. Beweise mir das jetzt, indem Du von Deinem Freunde das annimmst, was Dir mein Onkel unbegreiflicher Weise entzogen hat."

Egon machte eine lebhaft abwehrende Bewegung.

„Laß mich ausreden, Du mißverstehst mich, ich rede nicht von Hohenastenberg. Es war meines Onkels Wille stets, daß ich sein Erbe werden sollte, doch hat er Euch zu wenig bedacht in seinem Legate, ich bin bereit, es zu verdoppeln. Nun höre meinen Vorschlag: ich weiß, wie sehr Du Deine jetzige Existenz satt hast, wie Du wünschest, Gutsbesitzer zu werden. Dein Plan, das Gut Deines Vaters anzunehmen, ist ein sehr vernünftiger, aber das kannst Du nicht ohne Kapital. Du weißt, daß ich über bedeutende Mittel gebieten kann, ich bin bereit, Dir ein Kapital zinsenfrei vorzuschießen, Dir mit meinem Credit behülflich zu sein, und so zu versuchen, in etwas wieder gut zu machen, was das Schicksal Dir versagt hat. Nun, Egon, willst Du Dein Versprechen halten und meine Freundschaft annehmen?"

„Ich danke Dir, Max!" rief Egon mit Thränen im Auge. „Glaube mir, Du hast mir sehr wohlgethan!"

„Und Du nimmst mein Anerbieten an?“

„Ich werde es überlegen, ich glaube ja!“

Max nahm Egon's Arm. Als die beiden Vettern durch den Park gingen, hätte Niemand geglaubt, wie sie einander gegenüber standen, so einig schienen sie. Max malte in dem Eifer seiner Gutmüthigkeit Egon aus, wie zufrieden er als Besitzer von Buchenwalde leben würde, wie viel dort noch zu machen, wie es heraufzubringen sei, welch' schöner Wirkungskreis ihm bevorstehe, den väterlichen Besitz der Familie zu retten, so daß Egon beruhigt und mit einer neuen Lebenshoffnung am folgenden Tage Hohenastenberg verließ, nachdem ein wohlthätiger Schlummer die erschöpften Lebensgeister erfrischt hatte.

Max Astenberg fühlte sein Gewissen einigermaßen beruhigt durch das großmüthige Anerbieten, welches er seinem Vetter gemacht. Denn er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er kein Mittel vernachlässigt, um sich in der Gunst des alten Herrn festzusetzen und auf diese Weise Egon indirect geschadet zu haben. Er wollte nun Alles wieder gut machen. Egon sollte Besitzer von Buchenwalde werden, allmählich das verschuldete Gut emporbringen und Alles das ihm verdanken, dessen Großmuth die Leute preisen würden. Er selbst konnte wenig

dabei verlieren; denn er kannte Buchenwalde genau, da es an seine in der Provinz S . . . gelegenen Güter Warnitz und Groß-Eschenthal grenzte, und wußte, daß es einen trefflichen Boden und viele Hülfsquellen hatte, die bei der schlechten Bewirthschaftung desselben bis jetzt gänzlich unbenutzt geblieben waren. Max war Egoist, wie die meisten reichen, glücklichen Menschen; ein wirkliches Opfer zu bringen, wäre ihm schwer, fast unmöglich erschienen, aber wenn er nicht viel dabei riskirte, so war er gern bereit zu helfen und freute sich dann im Stillen über seine eigne Vortrefflichkeit, die ihn doch so wenig kostete.

Vierzehntes Kapitel.

Buchenwalde.

Egon benutzte die lange Fahrt und die weiche Stimmung seines Vaters, den von Max angeregten Plan zur Sprache zu bringen, und widerlegte dessen Einreden so erfolgreich, daß dieser sich geneigt fand, darauf einzugehen. Ja er versprach ihm in nächster Zeit in Egon's Begleitung eine Reise nach Buchenwalde zu unternehmen, um sich an Ort und Stelle von der Ausführbarkeit seiner Wünsche und den dortigen Verhältnissen durch eigne Anschauung zu überzeugen.

So kehrten Vater und Sohn niedergeschlagen nach der Residenz zurück, nichts war für sie dort verändert und doch wie ganz anders schien ihnen jetzt Alles, da sie um eine Lebenshoffnung ärmer geworden waren. Diese war stets der leuchtende Hintergrund gewesen, der ihnen alles Schwere leichter gemacht, und so ist oft genug eine ganz

unmaterielle Anschauung, ein glücklicher Wahn, ein sehr materieller Bestandtheil unseres Glückes oder Unglückes.

Frau von Astenberg, stets der getreue Spiegel aller Gefühle und Ansichten ihres Gatten, wie es die Frau im normalen Eheleben sein soll, empfand mit ihm und Egon die Täuschung auf's Bitterste. Sie konnte nicht umhin, die Ungerechtigkeit des Verstorbenen zu tadeln, der Hedwig's Pflege genossen, ohne ihrer im Geringsten gedacht, der dem Reichen Alles gegeben, den armen Verwandten fast enterbt hatte. Frauen haben ein sehr scharfes, richtiges Gefühl für Recht und Unrecht, besonders wenn es die Menschen betrifft, die sie lieben. Welche innige Theinahme und Trost fand Egon bei der treuen Mutter und den Schwestern, deren Stolz in ihrem Liebling gleichsam beleidigt war. Nur Hedwig fiel es schwer, sich in die gedrückte Stimmung im elterlichen Hause zu finden; sie sollte gleichsam einen Kummer und ein Glück zugleich im Herzen beherbergen, und nichts ist schwerer als eine solche Combination. Ist nun gar das Glück so überwiegender Art, wie es eine liebende und geliebte Braut empfindet, so pflegen in der Freude, die das Wesen durchleuchtet, diese Trauerschatten unterzugehen. So war es natürlich, daß Hedwig sich vergeblich anstrengte, mit den

Ihrigen betrübt zu sein, und doch nur die Fähigkeit zum Glücke in sich fand, die sie sich wie einen unverzeihlichen Egoismus vorwarf. Es gereichte ihr zur wahren Beruhigung, als ihr Vater mit Egon die besprochene Reise nach seinem Gute unternahm, um diesem ein neues Lebensinteresse wiederzugeben; denn der Präsident sah ein, wie sein Sohn, in den ihm so verhaßten bisherigen Verhältnissen in hoffnungslosen Tiefsinn verfallen würde.

Der Eindruck des Verfalles seines väterlichen Gutes war ein sehr peinlicher für den Präsidenten. Lange Jahre unbewohnt, oder nur durch Pachter und Miethsleute benutzt, war das einst schöne, alte Gebäude ein Bild der Vernachlässigung geworden. Durch den grasbewachsenen Hof führte ein kleiner Fußsteig nach dem Herrnhause, dessen Mauern nach dem Hausgraben zu, welcher es von drei Seiten umgab und jetzt ein schilfbewachsener Sumpf war, sich größtentheils gesenkt hatten und dem Einsturz drohten. Durch den Corridor gelangte man zuerst in den Raum, welcher früher der Eßsaal gewesen. Ueber der Thür war das Astenberg'sche Wappen in Stein gehauen. Darüber befand sich als Zierde und Jagderinnerung ein Hirschgeweih. Als die Herren sich näherten, flog ein Huhn mit lautem Gegacker herab, welches sich diesen sonder-

baren Ort zu seinem Nest erkoren hatte, dessen Stroh und Federn zwischen dem Geweihe sichtbar wurden. Sie traten in den Eßsaal. Himmel, welch ein Anblick. Eine ganze Schaar hungriger Enten watschelten darin umher und suchten mit den breiten Schnäbeln die hingestreuten Haferkörner zu erhaschen. In einem Winkel hatte man ein Kalb in einem Verschlage untergebracht, welches die Eintretenden blökend begrüßte.

Herr von Astenberg wendete sich ab und sagte zu Egon: „Hier habe ich manchem glänzenden Gastmahl meines Vaters beigewohnt — ach wären sie minder glänzend gewesen, so würde es anders jetzt hier und bei uns aussehen!“

„Die Zeiten werden wiederkommen,“ entgegnete Egon, „das hoffe ich zu Gott, wo wir wieder hier Ordnung gemacht haben; denn dieses Unwesen muß aufhören,“ fuhr er mit Entrüstung fort, indem sie weiter gingen.

Endlich kam die Pachterin, deren Mann auf dem Felde war, und führte die Herren von Astenberg mit vielen Entschuldigungen durch die Zimmer des Hauses, wo bald Aepfel, bald Getreide den Boden bedeckten, in ein kleines, freundliches Thurmzimmer, welches der Pachter und seine Familie bewohnte. Eine hübsche Aussicht auf Felder, Wiesen und Wald bot sich hier dar, und ver-

söhnte Egon einigermaßen mit dem gehabten widrigen Eindrucke, den ihm der Eintritt in sein künftiges Besitzthum gemacht.

Der übrige Theil des Tages gehörte Besichtigungen und Geschäften. Auch Max Astenberg, der in Geschäften nach Warnitz gekommen, kam von diesem benachbarten Gute herüber um dem Präsidenten mitzutheilen, daß gerade in nächster Zeit ein Vertrauensposten in dortiger Gegend vacant würde; derselbe sei ihm angetragen, doch wolle er seinen Einfluß aufbieten, um denselben für Egon zu erlangen, da es ein sehr lucratives Amt sei, und derselbe als Gutsbesitzer vollkommen berechtigt, sich um dasselbe zu bewerben. Deshalb sei es von größter Wichtigkeit, daß Egon sobald als möglich als Besitzer von Buchenwalde installirt werde, welches um so wünschenswerther, als der Contract mit dem Pachter binnen Kurzem abgelaufen sein würde.

Alle diese Rücksichten bestimmten den Präsidenten, Egon's Wünsche unverzüglich zu erfüllen und man kam überein, daß der Act in nächster Zeit vor sich gehen solle.

Vereint besuchten die Vettern Felder, Wald und Wiesen des so lange vernachlässigten Gutes, sie fanden überall die Spuren der schlechten Bewirthschaftung und Deterioration durch den letzten Pachter, einen Trunkenbold und leichtsinnigen Menschen.

Max zeigte sich sich als kenntnißreicher Landwirth bei den Besichtigungen. „Diese Feldflagge ist feucht und niedrig gelegen, die mußt Du drainiren,“ sagte er. „Jene Wiesenfläche, die, wie Du siehst, nur mageres, saures Gras hervorbringt, mußt Du durch Auffahren von Erde, die Du aus diesen Abzugsgräben gewinnst, erhöhen und von dem Bache aus zu bewässern suchen. Das Holz mußt Du verkaufen, denn es hat den Zeitpunkt erreicht, wo es nicht mehr wächst, und dann neue Anpflanzungen machen.“

Hierauf schlug er dem Präsidenten vor, ihn nach Warnitz zu begleiten, mit Egon bei ihm zu wohnen, um von dort aus die Angelegenheiten der Uebernahme Buchenwalde's durch den Letztern zu betreiben. Bald fuhr sie Max in seinem leichten Jagdwagen mit den rascheften Schimmeln bespannt im schnellsten Tempo die Pappelallée hinab, die zu seinem Gute führte. Warnitz war ein geräumiges Herrnhaus aus dem siebzehnten Jahrhunderte, mit jener Verschwendung an Baumaterial erbaut, ohne Rücksichten auf Bequemlichkeit oder Kosten, wie man dergleichen noch oft auf alten Landsitzen antrifft. Die ansehnlichen Oekonomie-Gebäude, Brücken, Hof, Alles war auf's Sorgfältigste gehalten und bot den peinlichsten Contrast mit Buchenwalde dar. Obgleich Max Astenberg ein viel zu unruhiger

Mensch war, um lange an einem Orte und in einer Thätigkeit auszudauern, so sah man doch, daß das Auge des Herrn hier waltete und seine Mittel mit seinen Ansprüchen im Einklang standen. Eine zahlreiche Dienerschaft, treffliche Reit- und Wagenpferde sollten den Vettern imponiren. Er machte sich ein stolzes Vergnügen daraus, ihnen Alles zu zeigen, die Felder, die neue Brennerei, die Ziegelei, alle seine Anlagen — den Wildgarten, den Park, die Treibhäuser. Ein ausgesuchtes Diner erwartete sie und die feinsten Weine belebten die Geister. Die Zimmer waren in der Weise ausgestattet, wie man es bei reichen Junggesellen auf dem Lande findet. Eine Armatur mit den trefflichsten Waffen, von der Doppelflinte bis zum Yatagan, bequeme Sammetlehnstühle, bunte Tapeten mit Goldleisten, überall unverkennbar die Sucht zu glänzen; Alles neu und frisch gemalt, tapezirt; keine Rococo-Meubles wie in Hohenastenberg, kein Schnitzwerk, keine Hautelisse-Tapeten, Alles neu, selbst das Silberzeug glänzte, als sei es eben angekauft. Man sah, wie sich Max darin gefiel, seinen Vettern alle diese Herrlichkeiten zu zeigen und sich an ihrem Erstaunen zu weiden, denn er hatte nicht das schöne Zartgefühl, dem Unbemittelten gegenüber, dessen Gefühle durch Bescheidenheit zu schonen.

„Es fehlt hier nichts als die Seele der Häuslichkeit: eine schöne junge Frau!“ sagte der Präsident.

„Die wird sich mit der Zeit auch finden!“ entgegnete Max lachend, indem er den Vettern Cigarren bot. Bei den sich verdichtenden blauen Dampfwolken wurden die Zukunftspläne der Anwesenden berathen und mit Astenberg's thätiger Hülfe zur Ausführung vorbereitet. Max war heiter und gesprächig. Er freute sich seinen Freund Egon zum Nachbar zu bekommen, und zu seinem Fortkommen behülflich zu sein, worin seine von Natur große Gutmüthigkeit Befriedigung fand. Der Präsident ging darauf ein, nur Egon war ernst und gedankenvoll. Die große Umwälzung in seinen Verhältnissen, obgleich eine erwünschte, die Uebernahme eines schwierigen Berufes neben seiner Unerfahrenheit, die Abhängigkeit von dem reichen Vetter, der ihm seine Ueberlegenheit bereits schonungslos fühlen ließ, waren wohl geeignet den Contrast ihrer beiderseitigen Lebensstellungen in's grellste Licht zu setzen und seinen Erwartungen von der Zukunft keine allzu heitere Färbung mitzutheilen.

Funfzehntes Kapitel.

Ein neuer Beruf.

Als das Weihnachtsfest im Astenberg'schen Hause in diesem Jahre gefeiert wurde, fehlte zum ersten Male Egon bei demselben.

Er war bereits wohlbestallter Landrath des Kreises und Besitzer von Buchenwalde und nicht zu bewegen gewesen, seinen neuen Wirkungskreis auch nur für wenige Tage mit der Residenz zu vertauschen. Ohne Bedauern hatte er seine militärische Laufbahn aufgegeben, und gab sich mit ganzer Seele dem Landleben hin. „Hier sieht man doch, was man leistet und schafft, hat Niemand Rechenschaft abzulegen als sich selbst, wenn man nach Kräften wirkt und seine Pflicht thut," so schrieb er an Hedwig.

Zu wirken und zu schaffen gab es genug für den jungen, noch unerfahrnen Gutsbesitzer, der sich oft bei Max Astenberg Rath holen mußte, oder viel-

mehr bei dessen Verwalter, denn der junge Herr war mit dem ersten Schnee und Frost in die Residenz entflohen, nachdem er einige Jagden gegeben und jenes edle Vergnügen sattsam genossen. Egon mußte sich zwar auf's Dürftigste mit einigen schlecht eingerichteten Zimmern behelfen, bis der übrige, baufällige Theil des Gebäudes gründlich reparirt werden konnte, wozu die bessere Jahreszeit abgewartet werden mußte. Doch blieb schon im Winter genug zu thun, um die Geschäfte zu ordnen, die dringendsten Gläubiger mit den von Max dargeliehnen Capitalien abzuzahlen, in die Berufsgeschäfte sich einzuarbeiten, so daß Egon weder Lust noch Zeit hatte, seinen einsamen Aufenthalt zu verlassen. Abends war es freilich öde genug in dem alten Hause, wenn die Stürme in den Eichen brausten und die Raben krächzend auf den Bäumen des nahen Waldes sich niederließen. Nach Abzug des Pachters und seiner Familie hatte Egon nur wenige Dienstleute als Mitbewohner seines Hauses. Sein Haushalt ward ziemlich nothdürftig von einer alten Haushälterin besorgt. Ueberall fehlte es an dem im elterlichen Hause gewohnten Comfort, an einer weiblichen Fürsorge und Oberaufsicht. Dennoch war der Gedanke an eine Heirath für den jungen Gutsbesitzer etwas, wogegen er sich sträubte. Ein

geliebtes, unerreichbares, aber unvergeßliches Bild seiner Erinnerung war Schuld daran.

Egon wurde indessen auf den bewohnten Gütern der Umgegend mit der Zuvorkommenheit aufgenommen, die seine Persönlichkeit verdiente. An heirathsfähigen Töchtern fehlte es nicht. Die Mütter wünschten begreiflicher Weise, daß die beiden Vettern Astenberg unter den Töchtern des Landes ihre Hausfrauen wählen möchten. Max Astenberg war nun gar durch den Besitz Hohenastenberg's eine Partie ersten Ranges geworden, doch brachte er den Winter in der Residenz zu, was man mit Heirathsplänen in Bezug brachte. Dagegen schien Egon der Provinz, die er als Heimath erwählt, ganz angehören zu wollen; man sah seine Besuche außerordentlich gern.

Am liebsten verkehrte er im Hause des Freiherrn von Rathenau; es wehte ein Geist in demselben, der ihn ansprach. Man pflegte die Rathenau's mit dem vaguen, so gangbaren Epitheton Pietisten zu bezeichnen, weil sie fleißig die Kirche ihres Dorfes besuchten, ein gemeinschaftliches Morgen- und Abendgebet hielten, einen Vers aus der Bibel, der von alten Zeiten her über dem Thore des Schlosses gewesen, hatten neu vergolden lassen. Frau von Rathenau besuchte die Armen und Kranken

der Umgegend, gründete eine Kinderbewahranstalt und betheiligte sich eifrig an Missions-Vereinen. Wie fast in jedem Hause die kräftigste, bedeutendste Persönlichkeit demselben ihren Stempel aufdrückt, selbst wenn sie in zweiter Reihe steht, so erhielt Edenburg durch sie seine Richtung. Der Freiherr, eine jener gutmüthigen Nullen von geringer psychischer Energie, welche sich gern an eine höher begabte Natur anlehnen, war so glücklich gewesen sowohl in seiner ersten Ehe, als bei seiner jetzigen zweiten Gemahlin das zu finden, was ihm fehlte und ergänzte; sie hatte noch dazu den richtigen Tact, ihn in Allem um seine Ansicht zu fragen und glauben zu machen, daß er selbst Alles entscheide, während sie das leitende Agens war. Herr von Rathenau war wohlhabend, aber eine zahlreiche Familie machte ihm eine einfache Lebensweise zur Pflicht. Die vier Töchter, wovon die älteste, Marie, das einzige Kind aus seiner ersten Ehe war, mußten sich auf's Thätigste am Hauswesen betheiligen; eine jede hatte ihr besonderes häusliches Departement, dem sie vorstand. Ein heiteres Familienleben, der Anblick dieser frischen, glücklichen Kinder that Egon wohl. Die älteste Tochter zog ihn besonders an durch die fast mütterliche Sorgfalt, die sie den Kleinen widmete, durch Anspruchslosigkeit und Häus-

lichkeit. Nie war sie müßig, immer sanft, freundlich und geduldig mit den Kindern. Dabei war es unverkennbar, daß die Liebe des Vaters wie die der Mutter ganz in den jüngern Geschwistern aufgegangen und sie zurückgesetzt wurde. Das that Egon's zartfühlendem Gemüthe weh, er widmete ihr desto mehr Aufmerksamkeit, welche die Eltern zu begünstigen schienen, ohne dabei irgend welche ernsten Absichten zu hegen. Indessen kam er oft nach Edenburg, wo er stets mit gastfreier Herzlichkeit aufgenommen ward. Die Eigenthümlichkeiten des Herrn von Rathenau interessirten ihn daneben. Derselbe lebte nämlich mehr im Geiste in der ruhm- und machtvollen Vergangenheit seiner Vorfahren, als in der prosaischen Gegenwart, deren Verhältnissen er seine unbedeutende Stellung zuschrieb, anstatt sie in seiner eignen Nullität zu suchen. Das Mittelalter und die Geschichte seiner Familie beschäftigten ihn vor Allem, ja er forschte in den alten Chroniken, schrieb eine Geschichte derselben, sammelte alte Rüstungen, Waffen und Kanonen, mit denen er sein friedliches Haus kriegerisch ausstaffirte und unterhielt Egon stets von den unermeßlichen Besitzungen, welche seine Vorfahren, ein altes Dynastengeschlecht inne gehabt hätten. Nach ihm mußte die ganze Umgegend „denen von Rathenau“ gehört haben.

Doch schloß er stets im melancholischen Tone solche Mittheilungen damit: „wie es davon abgekommen ist, weiß ich nicht.“

Solche wunderlich einseitige Charaktertypen, wie man sie nur auf dem Lande noch findet, bei Menschen, die stets auf der Scholle verblieben, welche sie groß werden sah, waren Egon neu. Dergleichen Originale hatte er in dem egalisirenden Treiben der Residenz niemals angetroffen; er machte psychologische Studien daran.

Der nächste Gutsnachbar Rathenau's war nun gar der diametrale Gegensatz desselben, sowohl in Rücksicht auf Häuslichkeit, wie Individualität. Graf Seestädt schien stolz, unzufrieden, wie der gekränkte Ehrgeiz. Durch verschiedene verunglückte Versuche eine Carrière zu machen, welche an seiner Unfähigkeit sich seinen Vorgesetzten unterzuordnen, gescheitert waren, hatte sich in seinem, von Natur galligen Temperamente eine Bitterkeit erzeugt, welche ihn Alles tadeln und schwarz anschauen ließ. Er war der vollkommene Pessimist, mißtrauisch sah er bei jeder Handlung schlechte Motive. Er hatte das Unglück, daß ihm Niemand gefiel. Dabei war er mit einem scharfen Verstande und wenig Gemüthstiefe begabt. Seine magere hohe Gestalt, scharfe, edle Züge, krankhafte Blässe zeugten von dem unbefrie-

digten Geiste, welcher sich in dieser Erscheinung ausprägte. Er war geistvoll und unterhaltend, wenn auch beißend satyrisch; man verließ ihn zwar angeregt, aber nicht befriedigt. Er fand ein besonderes Wohlgefallen an Egon; auch dieser konnte nicht umhin, von dieser bizarren Persönlichkeit, die ihm entgegenkam, während sie Andere abstieß, angezogen zu werden. Graf Seestädt war kinderlos. Seine Gemahlin, von der Uebermacht seines Geistes erdrückt, schien ihn mehr zu fürchten als zu lieben, eine jener vortrefflichen Frauen, welche noch davon durchdrungen sind, daß in der heiligen Schrift steht: „Und er soll Dein Herr sein," ein Spruch, den die moderne Frauen-Emancipation so gern wegdisputiren möchte.

Während Egon in diesen Umgebungen und Verhältnissen seinen ersten Winter auf dem Lande verlebte, wenden wir uns den übrigen Personen unserer Erzählung wieder zu.

Sechzehntes Kapitel.

Winter im Frühling.

Der Frühling nahte heran. Schon war der Schnee des Februars geschmolzen und die starre Gebundenheit der Erde im Froste fing an, sich an den wärmeren Strahlen der Märzsonne zu lösen. Schon kamen die ersten wonnigen Tage, die zuweilen wie ein Frühlingsgruß in die noch rauhe herbe Jahreszeit hinein ragen, wo man, wie einer Last enthoben, mit neuem Muthe dem Sommer entgegen eilt, wo die ersten braunen Knospen schwellen und die frühesten Frühlingsvögel auf den dürren Aesten uns mehr durch ihr Zirpen entzücken, als die Nachtigall im blühenden Apfelbaume.

Aber wohl Niemand hatte diesem Frühlinge mit heißerer Sehnsucht entgegen geharrt, als Hedwig Astenberg. Ihr sollte er außer warmem Sonnenschein, Blüthen und Laub, die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche und Hoffnungen bringen, den

Bräutigam und die Vereinigung mit ihm für immer. Wie oft hatte sie im dürren Reisig unter den trockenen Blättern der Anlagen in den Gärten nach der ersten Schneeglocke gespäht. Nun waren sie da, die ersten, kleinen, weißen, frostigen Blumen, inmitten der abgestorbenen Natur die ersten Auferstandenen, und sie ging still und traurig unter ihnen umher. — Woher dieser Contrast, diese Veränderung?

Nur wenige Monate der Trennung hindurch hatte sie ihr bräutliches Glück ungestört genossen. Nachdem die Episode in Hohenastenberg einigermaßen von den Ihrigen überwunden war, sie sich mit Freude zu Hedwig's Glück gewandt hatten, um daran die gehabte Täuschung zu versüßen und sie von den Briefen ihres Geliebten, vom Anblicke seines Bildes gelebt hatte, fingen diese an, ihr Besorgnisse einzuflößen. Auf der Reise nach Italien hatte Hugo Uexholm Blutspeien bekommen, und die besorgten Eltern ihren Liebling angstvoll gepflegt. Von Genua aus, wo er deswegen längere Zeit bleiben mußte, schrieb er ihr zwar nach mehrwöchentlicher Pause ihres Briefwechsels einen Brief, der sie beruhigte.

„Vor mir," so lautete der Schluß, „breitet sich unabsehbar das blaue Meer aus, bewegt von einer starken Brise; Welle auf Welle folgt, wie ein blauer

Berg dem andern, und verläuft sich schäumend auf dem Strande, ein treffliches Bild unserer Wünsche und Begierden. Kaum erreicht, zerrinnen sie in Schaum und ewig neue folgen ihnen nach. . . . Seitwärts überblicke ich von meinem Fenster aus die noch grünen, blühenden Gärten, mit ihren weißen Terrassen und Weingeländern, hinabsteigend bis in's Meer. Dazwischen hie und da eine einsame Cypresse, wie ein einzelnes, düsteres Ereigniß in einer glücklichen Existenz. So, geliebte Hedwig, ist meine Krankheit ein schwarzer Punkt der unsrigen, aber Ihre Liebe und Pflege wird sie mit Blüthen und Freuden umgeben, wie jene Weinranken die Cypresse. Im nächsten Monat hoffen meine Eltern, daß ich im Stande sein werde, nach Palermo überzusiedeln, dessen milde Lüfte mich herstellen sollen."

Indessen war Uexholm bis nach Rom gelangt und dort für den Winter geblieben. Der Aufenthalt in jener Stadt schien ihm nicht wohlzuthun, wenigstens deuteten seine Briefe auf eine düstere, unzufriedene Stimmung, welche die besorgte Braut seiner Kränklichkeit zuschrieb.

Zum neuen Jahr hatte er ihr folgendermaßen geschrieben:

„Von welcher unberechenbaren Wichtigkeit ist dieses Jahr für unser beiderseitiges Schicksal, welche

Lebensentscheidung birgt es in seinem dunklen Schooße? Haben wir sie mit der ruhigen Ueberlegung getroffen, welche allein den guten Ausgang gewährleistet, oder im Rausche der Leidenschaft? War es nicht unrecht von mir, Ihre Jugend und Unerfahrenheit zu mißbrauchen, Ihr so glückliches Geschick inmitten eines heitern Familienkreises an einen Mann zu knüpfen, der Ihnen nichts zu bieten hat als ein Siechthum, dem Sie Pflegerin werden sollen; eine düstere Lebensanschauung, ein Beruf, und freudenloses Leben, wozu meine leidende Brust mich verdammt.

Meine ersten Gedanken heute beim Erwachen im neuen Jahre gehörten Ihnen, Hedwig; es waren Gedanken einer treuen warmen Freundschaft; erschrecken Sie nicht — Sie wollten das Wort Liebe lieber hören. Aber Liebe, wenigstens meine Liebe ist wie ein Blitzstrahl, der mit blendendem Lichte die Wolken zerreißt, ebenso plötzlich und schnell verschwindet, und Alles in primitiver Dunkelheit zurückläßt. Meine Freundschaft hingegen ist wie die lieblichen Tinten des italienischen Abendhimmels, ebenso mannigfaltig, so warm, so mild in ihren Schattirungen. Sind Sie nicht mit dem Tausche zufrieden, holde Hedwig?"

Das schien sie nun eben nicht zu sein, denn

heiße Thränen stahlen sich aus ihren Augen beim Lesen dieses sonderbaren Briefes. Sie dachte an Nordström's Worte an die Generalin, die diese ihr mitgetheilt: „Mein Vetter ist ein Phantast, und Fräulein von Astenberg ist nicht seine erste Liebe. Wir wollen hoffen, daß sie seine letzte ist; doch glaube ich es nicht."

Damals hatte sie mit Entrüstung diese Zweifel zurückgewiesen. Im Vollgenuß seiner Liebe, überschüttet mit den poetischen Ergüssen seiner Leidenschaft und den Schwüren einer Treue, welcher die Dauer dieses Lebens zu kurz vorkam und sich daher stets nur mit dem Worte ewig begnügte, schienen ihr des ironischen Vetters Aeußerungen ungerecht. Jetzt fing sie an zu bangen. Mit weiblichem Zartgefühl empfand sie eine allmählich sich steigernde Veränderung, einen kühleren Ton in seinen Briefen. Sie wurden seltener, sie schienen Reue auszudrücken über das geknüpfte Band, ihretwegen freilich, aus der Uneigennützigkeit zu entstehen, womit er fürchtete, ihr Geschick an das eines Menschen zu knüpfen, welcher dem Siechthum und einem frühen Tode verfallen, ihr keine Garantie für ein langes Eheglück bieten zu können fürchtete. Dazwischen wieder Versicherungen unveränderter Treue, die so künstlich, so hohl, ja gezwungen klangen. — Der warme

Erguß eines liebenden Herzens ist ja so unverkennbar, daß er sich schwer nachahmen läßt. Der Wunsch, sein Verhältniß aus diesem Grunde — dem Zweifel ihres Glückes — aufzulösen, leuchtete so deutlich aus seinem letzten Briefe hervor, daß Hedwig endlich klar ward, und sie verstehen mußte, was sie bisher nicht fassen konnte.

O welche Nacht folgte dieser ersten aufdämmernden Erkenntniß: „Er liebt mich nicht mehr!“ Welche Kämpfe in dem armen Herzen, als es von seinem so tief empfundenen Glücke Abschied nahm, das wie ein glänzendes Irrlicht ihrer Sehnsucht entfliehen sollte. Als der Morgen graute, stand ihr Entschluß fest:

„Wüßten Sie,“ so schrieb sie, „wie tief mich Ihr letzter Brief ergriffen hat — Sie würden mich nicht mit solchen finstern Blicken in die Zukunft, mit solchen Zweifeln betrübt haben. Als ich Ihnen Treue gelobte, war es für glückliche und schwere Zeiten, kein Menschenleben verspricht ungetrübtes Glück. Aber habe ich Sie recht verstanden, ist Ihre Liebe schon jetzt so weit erkaltet, daß Sie ohne Zuversicht unserer Verbindung entgegengehen, dann — woher nehme ich Kraft, das zu schreiben, was ich noch nicht zu denken vermag, dann sprechen Sie Ihres Herzens geheimsten Wunsch aus und Sie sind frei — fordern Sie das schwerste Opfer von

mir, ich bin bereit, es zu bringen. Oder habe ich Sie mißverstanden, dann Verzeihung, geliebter Hugo, lassen Sie mich hoffen, daß es düstre Anwandlungen waren; mit Zittern und unaussprechlicher Ungeduld erwarte ich Ihre Antwort. Ihre nächsten Zeilen, die mich aus der Angst und Sorge erretten sollen — oder — ich kann nicht vollenden. Hugo, nicht mein, sondern Ihr Wille geschehe! Hedwig."

Lange zwei Wochen mußten vergehen, bis sie Antwort von Rom erwarten durfte, und welche Wochen! Wie durchlebte sie den Kreislauf der täglichen Beschäftigungen und Pflichten, wie sprach und handelte sie, halb im Traume, unter der Furcht einer solchen Entscheidung, wie lief sie im winterlichen Park auf und nieder und ließ die Schneeflocken, den schneidenden Wind um ihre Schläfe wehen, sie zu kühlen; sie kannte keine Ermüdung, ihr war wohler, wenn die körperliche Bewegung die Unruhe der Seele dämpfte. Kein Schlaf, aber viele Thränen besuchten Nachts ihr Lager. Und dabei durfte man ihr nichts anmerken. Sie wollte ihre Zweifel an dem Geliebten verbergen, es war ja möglich, daß sie ihn mißverstanden.

Und so gehen wir oft mit unseren Angehörigen oder Freunden um, ohne zu ahnen, daß sie ein Schwert im Herzen tragen, und solche ver-

schlossene Naturen, die sich nicht einmal ein Ueberströmen ihres Kummers in ein anderes Herz gönnen, leiden wohl doppelt.

Als die Zeit herankam, wo ein Brief eintreffen konnte, der die Antwort brachte, wurde ihre Qual größer. Wenn sie die Klingel hörte, so glaubte sie, der Briefträger brächte den gefürchteten, ersehnten Brief — wie bebte sie — ja es kam einer — aber er war nicht an sie. Ihre Kniee zitterten, sie war todtenbleich, und nun dauerte die Folter der Erwartung noch länger. Aber Alles hat ein Ende, auch ihre Stunde kam, die zitternde Hand hielt den Brief mit den wohlbekannten, theuern Schriftzügen, sie eilte in ihr Schlafzimmer und erflehte vorher auf den Knieen Kraft, die Entscheidung zu ertragen.

Der Brief enthielt Vorwürfe über ihre Zweifel an seiner Bereitwilligkeit seine Verpflichtungen gegen sie zu erfüllen. — Welch ein Wort in einem Liebesbriefe! — Der Ton Uexholm's war gereizt, kälter als sonst noch, aber er enthielt keine directe Antwort auf ihr angebotenes Opfer, er war ausweichend. Uexholm schien laviren zu wollen, wie ein Mensch, dem es an Energie fehlt, das letzte Wort auszusprechen. Er sprach viel von seiner Krankheit, seinem Unglücke, innerer Zerrissenheit und Kämpfen. Von seiner bevorstehenden, zum Frühlinge so fest ver-

sprochenen Reise zu ihr, von der Vollziehung ihrer Verbindung kein Wort, obgleich die Bäume sich allmählich mit Laub und Blüthen schmückten und der April laue Lüfte brachte. Seine Rückkehr aus dem Süden schien in's Weite verschoben.

So blieb Hedwig länger und länger auf der Folter der Ungewißheit. Ihre Aussteuer war beinahe fertig und Uexholm's Briefe wurden seltener, kälter, endlich verflossen vier lange Wochen ohne Nachricht. Ihre Eltern wurden der Zögerung müde, durchschauten die volle Wahrheit. Sie wollten Gewißheit. Der Präsident schrieb an den Baron Nordström, welcher ebenfalls in Rom anwesend, er bat ihn um die Erklärung der Ursachen, welche Uexholm's verändertem Benehmen gegen seine Tochter zu Grunde lägen, die reine ungeschminkte Wahrheit, um darnach handeln zu können.

Er hatte sich an den Rechten gewendet. Nordström war ein Ehrenmann, rechtlich, offen und wahr bis zur Schroffheit. Mit tiefster Mißbilligung hatte er seines Vetters Schwäche und Wankelmüthigkeit betrachtet, demselben vergeblich zugeredet, selbst die Kraft zu haben, sich zu zeigen wie er war, und ein Verhältniß aufzulösen, welches unhaltbar geworden.

Kurz nach seiner Ankunft in Rom hatte Uex-

holm dort eine entfernte Verwandte wiedergefunden, für welche er in früheren Zeiten eine heftige Leidenschaft genährt, als sie noch die Frau eines ältern Mannes, eines vornehmen Russen gewesen. Er war mit ihr in Venedig zusammengetroffen, auch schien sie seine Gefühle zu theilen. Die Unerreichbarkeit ihrer Wünsche hatte sie getrennt, Jahre lagen dazwischen. Jetzt aber war sie Wittwe geworden und nach Italien gekommen. Er sah sie wieder, die alte Liebe erwachte in ihrer ganzen Heftigkeit; täglich waren sie zusammen, denn seine Eltern, von Anfang an seiner Verbindung mit der ihnen gänzlich unbekannten Astenberg abgeneigt, begünstigten seine Neigung zur Fürstin Lazareff, die durch ihre Schönheit und ihren Reichthum ihnen eine passendere Schwiegertochter war. So lebte Hugo im Kampfe mit sich selbst, seiner bessern Ueberzeugung, seiner Pflicht gegen seine einmal erwählte Braut und dem verführerischen Umgange mit einer ihn glühend liebenden, coketten, reizenden Frau. Dieser Zustand rieb ihn auf, und doch hatte er weder die Kraft, der Fürstin zu entsagen, zu seiner Braut zurück zu kehren, noch der Letztern offen und wahr seine Schwäche und seinen Wankelmuth darzulegen. Wie alle schwachen Impulsmenschen wählte er halbe Maßregeln und konnte nicht zum Entschlusse kommen.

Diese Lage der Dinge enthüllte Baron Nordström Hedwig's Vater rückhaltslos. Noch denselben Abend nach dieser Enthüllung sandte ihm Hedwig den Verlobungsring zurück, mit den Worten: „Sie sind frei! leben Sie wohl für immer, und werden Sie so glücklich, als es Ihnen wünscht Hedwig Astenberg."

So endete ebenso jäh und überraschend diese glänzende Episode des Lebens eines Mädchens, welches kaum gewagt hatte, an ihr Glück zu glauben, so groß und überwältigend war es über sie gekommen. Es war nur eine ganz alltägliche Geschichte, die hundertmal vorgekommen ist und sich wiederholen wird, daß ein Mann mit dem Champagnerschaum seiner oft aufbrausenden Leidenschaft ein armes Mädchenherz berauscht, welches ihm den ganzen, tiefen Urquell unentweihter Gefühle widmet, und nicht ahnt, daß dieselbe Empfindung in ihrer Dauer und ihren Graden bei den Geschlechtern so ungleich ist, während sie die Unwandelbarkeit der seinigen nach der ihrigen beurtheilt, oft grausam getäuscht wird und ein ganzes Leben hindurch an der Täuschung leidet.

„An einer unglücklichen Liebe stirbt Niemand; sie wird sich schon trösten," denkt dann derjenige, dessen Rausch vorüber — der nicht die Kraft hat,

mit erkalteter Neigung einen Bund für immer zu schließen, dessen unglücklicher Ausgang allerdings sicher ist und den Bruch wünschenswerth macht. Darin hat er Recht, aber welche Jahre der Qual, welche Bitterkeit würde er dem Wesen erspart haben, dessen Ruhe er durch seinen Leichtsinn gestört hat! Was Hugo Uexholm empfand, welche Beschämung und Gewissensfoltern ihn bei seiner neuen Geliebten verfolgten, das zu schildern, würde uns zu weit führen.

Auch Hedwig starb nicht an der unglücklichen Liebe; aber nach dem Schlage, der ihr Glück so grausam vernichtete, war sie fast betäubt. Die furchtbare Leere in ihrer Phantasie, die nach dieser Aufgabe aller ihrer schönen Hoffnungen sich fühlbar machte, vermochte sie Anfangs kaum zu fassen. Der Gedanke — Du wirst ihn nie wiedersehen, war keine Realität für sie, sie konnte ihn noch nicht ausdenken. Die Haltlosigkeit ihrer Gedanken, die, gleichsam ihres Centrums beraubt, verwirrt umherschweiften, ließen sie noch nicht die ganze Bitterkeit des Schmerzes empfinden. Dieses ist ganz besonders der Fall bei Trennungen für immer, welche nicht der Tod, sondern die Verhältnisse herbeiführen; sie sind darum viel herber und bitterer, weil sie des Trostes entbehren, das zerrissene Band der Liebe einst wieder

anknüpfen zu können und am Grabe des Verstorbenen den Schmerz in versöhnende Thränen auszuströmen.

Hedwig entbehrte dieser Linderung. Spurlos wie ein Gebilde der Phantasie war der schöne kurze Glückstraum verschwunden, ja sie durfte sich nicht einmal gestehen, daß sie noch Liebe für Hugo fühlte; sie suchte sich gewaltsam zu überreden, daß dieselbe durch seine Handlungsweise erloschen sein müsse und rief den beleidigten weiblichen Stolz zu Hülfe. Allein es war vergebens.—Ihre Gedanken, gewohnt sich seit Monaten ausschließlich um einen Anziehungspunkt zu drehen, verließen nicht sobald die gewohnte Bahn. Die Wahrheit von Byron's Strophen ward ihr klar:

Yet thyself deceive not, Love make fade by slow decay
But by sudden wrench believe not, Hearts can thus be torn away.

Fast beschämt kämpfte sie mit der Kraft ihres energischen Charakters gegen die Schwäche ihres kranken Herzens. Nichts war in ihren äußern Verhältnissen verändert; nur der leere Platz, wo Hugo's theures Bild gehangen, erinnerte sie mit geisterhafter Leere an das, was sie verloren.

Ihre Phantasie hatte sich schon ganz aus der gewohnten, beschränkten, monotonen Lebenslage her-

aus in eine vor ihr liegende, schöne, selige Zukunft hineingelebt; nun mußte sie sich wieder hineinfinden in die Beschränkung, für immer die Hoffnung auf Glück verbannen. Umsonst sagte sie sich — Alles Glück dieser Welt ist vergänglich, am Ende ist es ja gleichgültig, ob man glücklich, genießend, liebend und geliebt diese Spanne Zeit durchlebt hat, oder einsam, entsagend und seine Pflicht in der Stille übend — für den Augenblick schien ihr diese Spanne Zeit unermeßlich lang, die vor ihr liegende Laufbahn dornenvoll und öde, jeden Morgen war ihr das Erwachen eine Erneuerung der Qual, Abends freute sie sich, mit ihrem Leid in der kurzen Vergessenheit des Schlafes unterzutauchen. Aber sie war gewohnt, Gott vor Augen und im Herzen zu haben; obgleich jetzt das Uebermaß des irdischen Schmerzes ihr seine Nähe wie in einer Wolke undurchdringlich verhüllte, so wurde sie nicht müde, um Ergebung und Kraft da zu flehen, woher allein unsere Ausdauer im Leid, unser Trost und Frieden kommt.

Eifriger als je gab sie sich ihren Pflichten hin. Sie war keine jener weichlich sentimentalen Naturen, die sich im Nachhängen eines entnervenden Schmerzes gefallen. Nach und nach überwand sie seine Bitterkeit, ging geläutert, veredelt

und gekräftigt aus dieser schweren Prüfungszeit hervor, mehr als je geliebt von den Ihrigen, in deren treuer Theilnahme sie einen Ersatz fand für das, was sie verloren hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Egon als Landwirth.

Es geschieht nicht selten in der Geschichte der Familie wie des Einzelnen, daß bisweilen lange Jahre vergehen, wo Alles beim Alten bleibt, und namentlich die Jüngern, ermüdet von der Gleichförmigkeit der Erlebnisse, sehnsüchtig ausrufen: „Ach, wenn doch einmal etwas Besonderes geschähe," ein förmliches Bedürfniß der Emotion empfinden. Dann wieder kommt ein Ereigniß, welches in diese Monotonie hereinbricht, und nun folgen sie, wie durch magnetische Anziehungskraft, Schlag auf Schlag und verändern die gewohnten Verhältnisse so gründlich, wie eine Umwälzungsperiode die Gestaltung der Schöpfung, so daß man mit Wehmuth sich nach Ruhe und Bestand sehnt.

So war es auch in der Familie Astenberg. Hedwig's Verlobung und Hohenastenberg's Verlust hatten den Anfang gemacht. Jetzt folgten sich

schnell nach einander Veränderungen und Ereignisse in derselben, Glückliches und Trauriges. Auf Hedwig's zerstörte Hoffnungen und zurückgegangene Verlobung eine besonders glänzende Heirath ihres Bruders Oswald, des Gesandtschafts-Secretairs, der bei seiner Legation die Bekanntschaft einer sehr reichen, vornehmen Erbtochter gemacht, ihr Herz durch sein einnehmendes Aeußere gewonnen, und durch seine Verbindung mit ihr bald einen Gesandtschaftsposten in einer der deutschen Residenzen erhielt. Die Freude des Präsidenten war groß; endlich fand sein Ehrgeiz Befriedigung. Seine Gemahlin war schon zaghafter in ihrer Freude, denn sie fürchtete für das Glück ihres Sohnes und seine Abhängigkeit bei einer so ungleichen Verbindung.

Man begreift es kaum, welche Elasticität ein Mutterherz haben muß, um bei vielen Kindern all' deren Freuden und Leiden mit durchzufühlen, so tief und innig, wie es nur eine Mutter kann.

Als der Sommer weiter vorrückte, folgte Hedwig der dringenden Einladung ihres Bruders Egon, ihn in Buchenwalde zu besuchen, während der übrige Theil der Familie in der Residenz zurückblieb, weil Oswald Astenberg und seine vornehme junge Gemahlin den Eltern einen Besuch angekündigt hatten. Sie sahen ihm mit der Befangenheit

entgegen, welche wohl natürlich war bei der Aufnahme einer Schwiegertochter, deren Erziehung und Verhältnisse sie bisher so weit von ihnen entfernt hatte.

Hedwig war es lieb, bei dieser Gelegenheit in ihrer trüben Stimmung nicht gegenwärtig im elterlichen Hause zu sein, statt dessen bei Egon Theilnahme, Verständniß, sowie den Genuß der ländlichen Ruhe und Natur zu finden. Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Schonung er der Schwester begegnete und wie sorglich er Alles zu ihrem Empfange vorbereitet hatte. Buchenwalde war im Laufe des Sommers durch seine Thätigkeit so vortheilhaft verändert, daß es kaum wieder zu erkennen war. Die Gebäude hatte er restauriren, die Zimmer frisch malen und tapeziren lassen. Das alte Haus bot jetzt eine Reihe wohnlicher, einfacher Gemächer dar, in welchen sonst Fledermäuse und anderes Ungeziefer gehaust hatte. Der Gemüsegarten war beschränkt, einige Rasen- und Blumenpartien unter den Fenstern entstanden, das nahe Gehölz, die Wiesen durch Wege den Spaziergängern erreichbar geworden, kurz, das Vorhandene benutzt und das Fehlende sinnreich ergänzt worden. Was nun gar Oekonomie, Gebäude, Felder und Wiesen betraf, so waren sie der Gegenstand von Egon's unermüd-

licher Thätigkeit und Sorge. Morgens früh, ehe Hedwig zum Frühstück kam, hatte Egon bereits einen Umgang durch seine Ställe und Felder gehalten, die Arbeiten angeordnet; man sah, wie das Auge des Herrn überall wirksam gewesen. Indessen blieben ihm viele Widerwärtigkeiten zu bekämpfen. Seine beschränkten Mittel banden seiner Thätigkeit stets die Hände. Verbesserungen kosten Geld und Zeit, und ersteres fehlte ihm, da er alles disponible Kapital zu dem Abtragen der Schulden und Ankaufe des Inventariums verwendet hatte. Da galt es den jugendlichen Feuereifer mäßigen und mit Geduld vorwärts trachten. Auch an Aerger fehlte es nicht. Die Leute waren oft faul und unzuverlässig, sie führten Egon's Angaben nur halb aus; er mußte überall gegenwärtig sein, und kam oft Abends körperlich erschöpft, ja niedergeschlagen durch das Mißlingen seiner Anschläge nach Hause. Sowie der Sommer weiter vorrückte und die entscheidende Erntezeit herankam, mehrten sich die Sorgen des jungen Landwirthes. Wie sorglich hatte er die Felder bestellt und ihr Wachsthum Schritt für Schritt verfolgt. Jetzt, wo dieselben eine reiche Ernte versprachen, schreckte ihn jedes Unwetter, welches heraufzog. Eine Regenzeit trat in der Heuernte ein, auch beim Mähen des Getreides goß der Regen

in Strömen herab und verdarb einen großen Theil desselben, ehe es in den Scheuren geborgen werden konnte. So lernte Egon gleich zu Anfang die Schattenseiten auch dieses Berufes kennen, den er so heiß ersehnt, und sagte seiner Schwester: „Jetzt erst fühle ich es, wie Recht mein Vetter hatte, als er versicherte, man könne nur dann mit Ruhe und Annehmlichkeit ein Gut bewirthschaften, wenn man reich genug sei, um den Ertrag einer guten Ernte entbehren zu können; wie z. B. unser Vetter Max, dessen zahlreiche Besitzungen und Kapitalien stets solche Verluste leicht ausgleichen.“ Hedwig theilte seine Sorgen treulich, wußte seinen sinkenden Muth so neu zu beleben, ihm Hoffnung und Trost zu geben, daß er jetzt mehr als je empfand, wie nöthig ihm ein weibliches Wesen an seiner Seite sei, eine Gefährtin, mit der er Freud und Leid theilen konnte. Mit dem feinen, fast weiblichen Zartgefühl, welches ihm eigen, berührte er das kranke Herz seiner Schwester schonend und liebevoll, sorgte für ihre Erheiterung und Zerstreuung, indem er mehr als sonst noch die Güter der Umgegend mit ihr besuchte. Wie er vorausgesehen, entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältniß Hedwig's zu der bereits erwähnten Marie Rathenau, die so selten des Umganges genoß. Hedwig fühlte sich

besonders zu ihr hingezogen, weil sie bald durchschaut, daß Marie, die Stieftochter, von Frau von Rathenau zurückgesetzt ward., und sich eigentlich fremd im elterlichen Hause fühlte. Um so glücklicher machte sie Hedwig's Annäherung und bald waren die Freundinnen fast täglich beisammen, da Edenburg nur eine Stunde weit von Buchenwalde entfernt lag. Marie gewann sehr bei näherer Bekanntschaft. Hedwig wurde nicht müde, ihre Selbstverleugnung bei der Pflege der jüngeren Geschwister, ihre Häuslichkeit und frommen Sinn zu loben. Wie alle Frauen wünschte sie Andere glücklich zu sehen, wenn sie selbst auch aufgegeben hatte, es zu werden. Sie glaubte, daß Marie ein Wesen sei, wohl geeignet, ihres Bruders treue, christliche Hausfrau zu werden, dazu hatte sie erfahren, daß sie, bereits im Besitze ihres mütterlichen Vermögens, auch von dieser Seite, ohne reich zu sein, doch im Stande war, Egon's Verhältnisse durch größere Wohlhabenheit zu fördern. Indessen war sie zu vorsichtig, um sich in so zarte [illegible]e einzumischen, begnügte sich damit, das Band zu sein, welches sie oft zusammenführte, und aus dem öftern Zusammensein die süße Gewohnheit entstehen zu sehen, die in Ermangelung wärmerer Gefühle so manches Paar verbindet. Dieser Plan schien ihr indessen wieder gänzlich gescheitert, als

sie eines Abends am Theetische ihres Bruders saß, dieser, so eben von einer Geschäftstour heimgekehrt, sich von ihr so recht gemüthlich pflegen und verziehen ließ, wie er es nannte, und plötzlich eines Briefes ansichtig wurde, der bisher unbemerkt dort gelegen. „Von Max!“ rief er, ihn langsam und scheinbar mit Widerwillen erbrechend. „Diese verwünschten, ewigen Geschäftsbriefe. Ach, ich habe schon gelernt, mich vor jedem Briefe zu fürchten, denn gewöhnlich ist ihr Inhalt der Art, daß sie mir die Abendstunden oder zuweilen gar die Nachtruhe verderben!“

Egon durchlief die Zeilen hastig wie man eine bittere Medicin rasch verschluckt, um desto eher den Geschmack los zu werden; aber der Brief entglitt seiner Hand und eine aschfarbene Blässe überzog seine Stirn. Er war unfähig, seine Bewegung zu verbergen.

„Mein Gott, was ist geschehen!“ rief Hedwig erschrocken....

„Da lies!“ entgegnete Egon, indem er ihr den Brief reichte und hinauseilte in die dunkle Nacht.

Es war Max Astenberg's Anzeige seiner Verlobung mit der Gräfin Elisabeth Schönau. Zugleich theilte er seinem Vetter mit, daß der Landesherr ihn als Besitzer von Hohenastenberg in den Grafen-

stand erhoben habe, und er sich dessen um so mehr freue, damit seine Elisabeth nicht herabzusteigen brauche. Er wisse, wie treu Egon's Freundschaft und sein Antheil an seinem Glücke, daher sei er der Erste, dem er es in der Fülle seines Herzens mittheile.

Vergeblich suchte Hedwig ihren Bruder im Garten, er mußte weit fort gegangen sein. Egon wollte allein sein. Spät Abends hörte sie ihn zurückkommen; sie eilte ihm entgegen und zog ihn in das Zimmer. Zum ersten Male seit Jahren gönnte sich Egon die Erleichterung, dieses verborgenste Geheimniß seines Herzens, den bittern Schmerz um den nun unwiderruflich entschiedenen Verlust der so heiß Geliebten, in ein anderes Herz auszuströmen, und die beiden so gleich geprüften Geschwister fanden Trost in dem Austausch der gleichen Empfindungen.

Monate verstrichen so. Egon und Hedwig wurden einander so unentbehrlich, daß der Erstere von ihrer Abreise nichts hören wollte. Noch nie hatten sie sich so nahe gestanden. Wenn die Alles überstrahlende Sonne der Liebe am Seelenfirmamente aufgegangen ist, dann freilich pflegen alle andern Gestirne zeitweise zu verbleichen, aber wenn sie Alles versengt zurückgelassen hat und wieder untergegangen

ist, dann wenden wir uns zu dem milden, beruhigenden Mondlicht der Geschwisterliebe, und finden Trost in der stets gleichen Treue des verwandten Herzens.

Aber lange sollten die Geschwister auch diesen nicht mehr genießen, denn ein neues Familienereigniß rief Hedwig in's elterliche Haus zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Hochzeit.

Die lange ausdauernde, treue Neigung Herrn von Sonsdorf's für Helene Astenberg war endlich belohnt worden. Früher als man gehofft war derselbe zum Hauptmann befördert, und die Eltern hatten endlich ihre Einwilligung gegeben das glückliche Paar zu vereinigen. Sonsdorf drängte zur baldigen Hochzeit, da, wie er behauptete, er fast so lange um Helene geworben als Jacob um Rahel. Hedwig sollte zurückkommen, um die Ausstattung der glücklichen Schwester vollenden zu helfen.

Welch ein Contrast — Sonsdorf's Treue gegen Uexholm's Wankelmuth. Man konnte sich überhaupt keine heterogeneren Persönlichkeiten denken. Sonsdorf war der ruhige, ernste Ehrenmann, der unter einem schweigsamen Aeußern ein tiefes inniges Ge-

müth verbarg. Kräftig, männlich, stark wie eine Eiche, ein Mann, wie ihn das Weib sich gern zur Stütze im Leben erwählt — mit vollem Vertrauen ihre Zukunft ihm hingiebt. Verständig, pflichttreu, christlich fromm in Gesinnung, karg von Worten, ohne glänzende Eigenschaften an Schönheit, Witz oder Talenten, wie Uexholm sie so verführerisch besaß. Keine Chamäleonsnatur wie dieser, heute glänzend witzig und morgen schwärmerisch, tiefsinnig, melancholisch; kein Byronjünger, sondern ein ächter deutscher Mann, ein tapferes Soldatenherz, stets gleich in seiner ruhigen Heiterkeit. Helene, freudestrahlend, stolz aufblickend zu ihm, nur *in ihm*, *für ihn* lebend, Alles auf ihn und sein Glück beziehend. Beide wollten ihre Ehe nicht schließen um glücklich zu *werden*, sondern um einander glücklich zu *machen*, und in Gottes Namen, unter seinem Beistande, der sie endlich nach so langem Harren doch vereint. So standen sie da am Altar.

Es war ein Paar, auf dessen Glück man hätte Actien nehmen können, wenn auch die äußere Lage desselben eine beschränkte blieb.

Hedwig hatte der Schwester ihre unnütz gewordene Ausstattung geschenkt, die Mutter zwar Einwendungen gemacht und angedeutet, daß ja ihr Schicksal nicht abgeschlossen sei. Doch davon wollte

Hedwig nichts hören, und bestand darauf, die Schwester auszusteuern, es sei ihr ein Trost, so versicherte sie. Man ließ sie gewähren.

Viele heiße Thränen fielen in den Myrthenkranz, als sie ihn flocht, und der Schwester in dem braunen Haare mit dem einfachen weißen Schleier befestigte. Vor einem Jahre hatte sie auf diesen schönen Tag im Frauenleben in ihrer nächsten Zukunft auch gehofft, und jetzt für immmer entsagt.

Hedwig, mit dem Dolch im Herzen, war die Erste, welche die Schwester beglückwünschte, warm und innig, als sie am Arm ihres edlen, treuen Gatten, so vertrauensvoll, so selig die Kirche verließ.

Das Astenberg'sche Haus sah ein Kind nach dem andern scheiden. Der Präsident, dem die zahlreiche Familie so oft Sorgen gemacht, sah mit Wehmuth den Kreis kleiner werden und schloß sich um so fester an die zurückgebliebenen Töchter an.

So blieb Egon wieder allein in Buchenwalde. Nachdem ihn Hedwig's Gegenwart an den Verkehr mit einem gleichgesinnten, weiblichen Wesen ge- und verwöhnt hatte, entbehrte er dieses schmerzlich und verlebte einen einsamen Winter. Die schlechte Ernte, womit der junge Landwirth begonnen, trug dazu

bei, seine Widerwärtigkeiten und Sorgen zu vermehren. So kämpfte er sich durch, rüstig und thätig, doch oft übermannt von Mißmuth bei dem öftern Mißlingen seiner Unternehmungen.

Neunzehntes Kapitel.

Ein junges Ehepaar.

Während Egon so stets mit der Ungunst seiner Verhältnisse zu ringen hatte, schien Max, jetzt Graf von Hohenastenberg, nur dazu bestimmt, sich im Sonnenscheine seines Glückes zu baden.

„Dieser Glückspilz!“ so rief unmuthig der Präsident, als er in den Zeitungen gelesen, wie Graf Astenberg zum Kammerherrn des Fürsten ernannt sei. „Was ist sein Verdienst, daß man ihn so mit Ehren überhäuft. Er ist reich und genießt auf eine anständige Weise sein Vermögen, das ist Alles. Ja, wohl ist es wahr, was einst ein Witzbold von ihm gesagt: Das größte Unglück, was ihn je betroffen, ist, daß er einst als Kind, als er meinte Zucker und Zimmt zu naschen, eine Hand voll Cayennepfeffer verschluckte und sich jämmerlich den Mund verbrannte.“

Jener Witzbold hatte nicht Unrecht. Es giebt solche Menschen, denen Alles nach Wunsche geht,

ohne daß wir in ihnen irgend ein besonderes Verdienst wahrnehmen, und gehört dies zu den Räthseln, den Warum's, auf welche uns hienieden keine Antwort beschieden ist.

So bedurfte es auch keiner langen Werbung, keiner folternden Zweifel, bis Graf Astenberg die schöne, reiche Elisabeth Schönau, diese Perle, nach deren Besitze so mancher Würdigere vergeblich gestrebt, seine liebe Braut nennen durfte. Wie kam das? bei so wenig anziehenden, bedeutenden Eigenschaften? Ganz natürlich. Graf Schönau wünschte diese Partie auf's Lebhafteste. Graf Astenberg war, was man einen soliden jungen Mann nennt, er hatte keine besonderen Leidenschaften und Fehler, war gutmüthig, mittelmäßig gebildet, von hübschem Aeußern, reich, angesehen, was bedurfte es mehr das Glück seiner Tochter zu garantiren. Er verehrte sie im Stillen seit zwei Jahren, so versicherte Max ihren Vater, der Alles bei seiner Tochter aufbot, um die Hingebung und Treue des reichen Freiers zu belohnen. Ihr Herz war frei, denn der Vorzug, den sie einst Egon eingeräumt, war durch sein räthselhaftes Benehmen gegen sie, seine Kälte, und durch ihren weiblichen Stolz überwunden.

Dennoch war Max Astenberg's großmüthiges Benehmen gegen Egon, welches durch seine Sorge zu

Elisabeth's Ohren gekommen, ein Hauptmotiv, wodurch er sich ihr Herz gewonnen.

„Graf Astenberg ist ein edler Mensch!" hatte Graf Schönau ausgerufen, als er ihr dies Factum mitgetheilt. Nach und nach fing Elisabeth an, durch seine Liebe gerührt, auch für ihn an eine Empfindung in ihrem Herzen zu glauben, in ihm alle Eigenschaften zu sehen, die ihre Einbildungskraft ihm lieh. Der Wunsch ihres Vaters gab den Ausschlag, im Laufe des Winters fand ihre Vermählung auf's Glänzendste Statt.

Graf Astenberg hatte in der Residenz ein Haus gekauft, welches er seinen Verhältnissen angemessen auf's Prachtvollste ausstattete. Max liebte die Ostentation, er wollte seinen Reichthum nicht allein genießen, und Andere genießen lassen, sondern auch beneidet und bewundert sein. Gold, Broncen, Spiegel in massiven Goldrahmen, carmoisindamastene Möbels, Portièren von demselben Stoffe, türkische Teppiche, moosweich und tief, Pendülen, Gemälde — Alles aus Paris, decorirte seine Gemächer. Elisabeth strahlte in Juwelendiademen und Stoffkleidern, und war doch nicht so schön, als damals, wo sie jeden Schmuck verschmäht, nur mit ihren prachtvollen Flechten und frischer Jugend geziert, im duftigen, weißen Kleide erschienen war.

Graf Astenberg gab Diners, deren Bestandtheile er aus allen Weltgegenden verschrieb, um mit etwas noch nicht Dagewesenem seinen Gästen zu imponiren. Seine Gabeln mußten so schwer von Silber sein, daß man sie nur mit Ermüdung zum Munde führen konnte, seine Vaisselle die reichste der Stadt. Er glänzte mit Allem was er hatte, allein genoß er nichts recht, nicht einmal Elisabeth's Gesang und Talente. Alles mußte gesehen und bewundert werden. Wenn das geschah, so liebte er seine Gemahlin als stolze Befriedigung seiner Eitelkeit und machte ihr die prachtvollsten Geschenke, um ihr seine Zuneigung zu beweisen.

So verstrichen die ersten Monate ihrer Ehe in jenem Rausche und Taumel eines Carnevals in der Residenz. Sie machten ein glänzendes Haus aus, und waren stets von Menschen umgeben, die ihnen huldigten. Als aber der Carneval vorüber und ruhigere Zeiten begannen, freute sich Elisabeth herzlich nun zu sich selbst zu kommen, ihren jungen Gemahl mehr zu genießen, ja ihn näher kennen zu lernen; denn bis jetzt glaubte sie nur seine Oberfläche durchdrungen zu haben, und freute sich auf die tiefern Schätze des Gemüthslebens, welche sie bei ihrem öftern Zusammensein zu heben hoffte.

Die schönen, stillen Abende kamen auch, aber

Max hatte stets etwas vor, einen nothwendigen Besuch des Clubs, um sich von seinen früheren Bekannten nicht ganz zurückzuziehen, was sie ihm verargen würden, oder eine Spielgesellschaft, ein Souper en petit comté. Es wäre ihm sehr unangenehm, sagte er, aber nicht zu ändern. Die Sache war, daß es Max Astenberg gar nicht einfiel, wie ein verheiratheter Mann seine gewohnte Lebensweise ändern könne; hätte er geglaubt, daß Elisabeth dieses von ihm erwarte, so würde er sich wohl gehütet haben, diesen Ansprüchen zu genügen, und sich damit eine unerträgliche Fessel aufzuerlegen. So dachte er gar nicht einmal darüber nach und lebte in dem angenehmen Bewußtsein, daß er seine Frau sehr glücklich mache. Denn sie hatte eine Loge im Theater, viele Bekannte, die Freiheit zu leben, wie sie wollte, er genirte sie ja in nichts. Ihre Equipage war eine der tadellosesten der Stadt, vier Schimmel, wie sie der königliche Marstall nicht schöner aufzuweisen hatte, und wenn Max, welcher es vorzog, spazieren zu reiten, ihr begegnete, im Parke fahrend oder Visiten machend, so betrachtete er die schöne, rosige, junge Frau in ihrem Sammetpelz, die ihm zulächelte, mit stolzem Selbstgefühl, in dem Bewußtsein, daß sie sein Eigenthum sei, und die Beneidenswertheste in der Residenz.

Elisabeth hingegen schien nicht diese Ansicht zu theilen. Sie war zu sehr an die Genüsse des Reichthums gewöhnt, um den Reiz derselben als etwas Neues zu empfinden. Wie jedes tiefer fühlende, denkende Mädchen, hatte sie sich von dem Eheleben eine ganz andere Vorstellung gemacht, als ihre Honigmonde ihr in Wirklichkeit brachten, und sich die Ehe gedacht, wie ein inniges Zusammenleben mit ihrem Gatten. Sie wollte ihm Gefährtin sein, seine Bestrebungen theilen, Antheil nehmen an Allem, was ihn bewegte und auch ihn zum Theilnehmer ihres innern Lebens machen. Namentlich hoffte sie bei ihm Einverständniß in den heiligsten Angelegenheiten des Lebens, in jenen, welche sich auf ein höheres Dasein, ein ewiges Leben beziehen, zu finden. Max hatte sich auch bereitwillig gezeigt, sie in die Kirche zu begleiten. Aber als sie anfing, mit ihm über Religion und die höhern Aufgaben des Lebens zu reden, da brach er schnell ab; wie sie versuchte, das Gespräch dahin zurückzuführen, so bat er sie, nicht Pietistin zu werden, warnte sie vor Uebertreibung und sprach seine rationalistischen Ansichten so deutlich aus, daß sie in Thränen ausbrach, worüber er sie auslachte, küßte und Versöhnung schloß, wie er es nannte. Später hatte er Sonntag Morgens stets eilige Geschäftsbriefe zu

expediren. Die Prediger sagten ihm nicht zu, sie waren zu orthodox und schroff — und Elisabeth ging allein zur Kirche. Das war der erste Mißton ihres ehelichen Lebens, aber nicht der letzte. Sie fühlte eine Leere, die sie nicht auszufüllen vermochte. Gewohnt, stets den regsten Antheil an Allem, was sie bewegte, bei ihrer mütterlichen Freundin und Erzieherin zu finden, die auf dem Lande bei ihrem Vater zurückgeblieben, um dessen Haushalt zu überwachen, vermißte sie deren Gegenwart schmerzlich. Elisabeth fühlte bald, daß sie nicht allein durch ihren jungen Gemahl viel sich selbst überlassen wurde, sondern auch bei seiner Anwesenheit für den tiefern, bessern Inhalt ihres Seins gar kein Verständniß und sich in seiner Nähe oft geistig eben so vereinsamt fand, als bisher. Sie machte sich dann Vorwürfe darüber. Max war doch so gut gegen sie, so sorgsam, wenn sie sich unwohl fühlte; er beredete sie stets auszugehen, sich so gut zu unterhalten als möglich; er war nicht froher, als wenn sich Abends einige Bekannte bei Elisabeth einfanden und sie animirt sprach und sich trefflich unterhielt. Er verschwand dann und eilte auf seinen geliebten Club zur Partie. Er liebte seine schöne, junge Frau so sehr, als er fähig war, irgend etwas zu lieben; er war davon überzeugt, daß er sie sehr glücklich mache,

denn jeden kaum ausgesprochenen Wunsch eilte er zu befriedigen, sowie es durch Geld geschehen konnte. Nur daß er Stunden lang bei ihr sitzen und schwärmen solle, über Lebensbestimmung, höheres Dasein, Schöngeisterei, oder gar mit ihr lesen und darüber sich dann aussprechen — das war denn doch zu viel von ihm verlangt. Sich auszusprechen hatte sie gewünscht und von ihm dasselbe — aber sie hatten sich bereits Alles gesagt und er hatte ihr nichts Neues mehr mitzutheilen. „Wenn doch die Frauen etwas praktischer erzogen würden,“ dachte er seufzend, „und nicht solche überspannte Ansprüche an ihre Männer machen wollten. Nun das wird sich schon geben und ich Ruhe davor bekommen, wenn erst ein Ableiter da ist.“

So kam der Frühling heran und mit ihm die Abreise des jungen Ehepaares nach Hohenastenberg, denn Elisabeth hatte eine große Vorliebe für die gebirgige Lage des Schlosses und seine Alterthümlichkeit. Hierin stimmte Max ebenfalls nicht mit ihr überein; er liebte das „Alte“ gar nicht, hielt alles Neue für besser, praktischer und sogar schöner.

„Wie kannst Du nur diese alten, traurigen, schwärzlichen Schieferthürme hübsch finden, Elisabeth!“ sagte er, „und dieses graue bemooste Mauerwerk, an dem der Epheu in so unordentlichen

Ranken wild und wüst herabhängt. Nein, sobald als möglich müssen hier durchgreifende Reparaturen vorgenommen werden, die Schieferdächer durch freundlich rothe Ziegeln ersetzt werden und ein weißer Kalkbewurf die Mauern vor der Verwitterung schützen."

Elisabeth erhob lebhafte Einreden dagegen, versicherte Max, daß gerade diese epheubewachsenen Mauern und grauen Thürme dem Ganzen seinen romantischen schönen Charakter verliehen. Ein Streit entspann sich über schön und nicht schön. Max vertheidigte seine Begriffe von Schönheit, d. h. Ordnung, frische Farben und Regelmäßigkeit. Das Resultat war, daß Elisabeth ihre lieben Schieferthürme mit knallrothen Dächern versehen sah, dagegen ihren Epheu behielt, statt der Pflaumenspaliere, womit Max die Thürme ausstatten wollte. Wie im Aeußern so im Innern stellten sich immer mehr Meinungsverschiedenheiten des Ehepaares heraus. Elisabeth war entzückt über die Hautelisse-Tapeten, Rococo-Meubles, Spiegel mit vor Alter gebräunten, trefflich geschnitzten Holzrahmen, oft wahre Kunstwerke, was Alles so ganz zu dem alten Schlosse als Ausstattung paßte. Max hingegen fand die geradlehnigen Lehnstühle unbequem, häßlich, die Tapeten zu dunkel, und ließ Meubleure und Tapeziere aus der

Stadt kommen, um das Schloß ganz neu und wohnlich herzurichten.

Vergeblich wehrte Elisabeth dem Eindringen der neuen Zeit in dieses alterthümliche Schloß mit aller Energie ihrer Vorliebe für das Rococo und setzte nur durch, daß sie ihre eignen Wohnzimmer in diesem Style erhalten durfte.

Graf Astenberg hatte bald die Freude, daß Hohenastenberg einen ganz andern Charakter erhielt und arbeitete mit dem ihm eignen Thätigkeitsdrang, der bis zur Unruhe ausartete, daran, sein neues Besitzthum zu einem jener Zwitter zu machen, in dem gar kein Styl mehr vorherrscht, sondern ein unharmonisches Aggregat von Altem und Neuem durcheinander ist.

Auch der Park und die Umgebungen des Schlosses blieben nicht verschont. Der verstorbene Freiherr hatte, es ist wahr, in letzterer Zeit aus Vorliebe für die Bäume, die er als Knabe schon gekannt, oder selbst gepflanzt, diese zum Theil hundertjährigen Zeugen des alten Familienbesitzes erhalten, ohne auch nur einen Zweig abhauen zu lassen. Der Park war dadurch zu einem jener englischen, der freien Waldnatur sich nähernden Anlage, geworden, der allerdings der Pflege und Nachhülfe des Gärtners bedurfte, um den

Anforderungen der neuern Gartenkunst zu genügen.

Das war nun willkommene Arbeit für den Grafen. Er ließ einen renommirten Gärtner aus der Residenz kommen und berieth mit demselben ganz moderne Anlagen. Die schönsten Gruppen uralter Bäume wurden der Axt überwiesen, und Elisabeth ging bittend, flehend umher, um einen oder den andern ihrer Lieblinge zu retten. Besonders bestand sie darauf, einige hohe Silberweiden zu erhalten, die, gewöhnlich an Bachrändern abgekappt, nur selten die Erlaubniß haben, sich zu ihrer ganzen ursprünglichen Baumgestalt zu entwickeln, hier aber zu seltner Größe und Schönheit gelangt waren, mit den Linden und Tannen einen besonders anmuthigen Contrast der Schattirung bildend, die dicht vor ihren Schlafzimmerfenstern standen.

Max stellte ihr vor, daß dieselben die Sonne von den Fenstern abhielten, zur Blüthezeit Alles mit weißem Flaum überzögen; sie entgegnete, daß sie, nur im Sommer in Hohenastenberg lebend, gerade den schattigen Schirm liebe, durch dessen Gezweige die Sonne so goldige Streiflichter warf, wenn sie erwache. Max gab anscheinend nach; doch als Elisabeth von einem kurzen Besuche bei ihrem Vater zurückkehrte, fand sie ihre Lieblinge

abgehauen, und nur die Stämme und Reisbündel ihrer Zweige wieder am Boden in der Verwüstung, welche die Zerstörung des alten und Anlage des neuen, schulgerechten Parkes unter den Fenstern erzeugte.

Als sie etwas gereizt ihrem Manne Vorwürfe machte, daß er ihr diesen kleinen Wunsch nicht gewährt, entgegnete er lachend, wie sie unverständig sei, ihr Schlafzimmer feucht durch die Bäume geworden sein würde, und berief sich auf das italienische Sprüchwort: dore il sole non entra, entra il medico!

Im Parke fand sie noch ärgere Ueberraschungen, und die ersten bittern Thränen über Max entströmten ihren Augen, als er, in der Hoffnung ihren Beifall über seine neuen Anlagen zu erhalten, nur schmerzliche Ausrufe des Mißfallens bekam, mit denen sie den Verlust manches Lieblingsplatzes, mancher herrlicher Eichen, deren weit überhängende Zweige ihr Schatten gewährt, beklagte.

„Es ist bloßer Eigensinn und Widerspruchsgeist von Dir, Elisabeth,“ rief Max. „Es ist sicher, daß Alles, was ich anordne, Dir mißfällt; und selbst wenn Du einsehen mußt, daß mein Geschmack ein weit besserer ist, als der Deinige, da mir die erfahrensten Parkliebhaber Recht geben, so beharrst Du darauf um jeden Baum, jede Schattenpartie ein Klagelied zu erheben!“

„Dein Geschmack mag besser sein,“ erwiderte Elisabeth weinend, „aber er ist nun einmal nicht der meinige; er kann es auch nicht sein, da wir zu grundverschieden in Allem — ach leider Allem sind!“ —

„Das ist ein rechtes Unglück, aber nicht zu ändern.“

„Aber eben deswegen könntest Du wohl in etwas mir nachgeben, mir entgegenkommen!“ rief Elisabeth klagend.

„Diese Klagen um eine Parkanlage hätte ich nicht von Dir erwartet,“ entgegnete Max, „während ich in Allem und Jedem Deine Wünsche zu erfüllen suche. Um jeden elenden Baum, den ich hauen lasse, machst Du mir eine Scene, das ist zu arg!“

Und sehr aufgebracht verließ sie Max.

Die junge Frau ging in ihr Schlafzimmer. Grell und heiß schien die Abendsonne hinein, sie trat zum Fenster, traurig die öde Fläche darunter betrachtend. Doch bald ließ sie die Rouleaux hinab und warf sich laut weinend auf ihre chaise longue.

Das war das erste Mal, wo sie so ganz es sich gestand, daß sie mit Max nicht glücklich sei, es auch niemals werden könne, weil sie zu verschiedene unharmonische Individualitäten waren. Zum ersten Male war er ihr hart und unfreundlich begegnet,

hatte sie im Verdruß verlassen. War sie Schuld daran, hatte sie Unrecht gehabt? Vielleicht hatte sie ihre Mißbilligung über seine Einrichtungen zu scharf ausgesprochen. In Zukunft mußte sie schweigen. Jetzt fühlte sie zum ersten Male klar, deutlich, unabweisbar, daß ihre Wahl ein Irrthum gewesen, die Kette, die sie für's Leben an einen Mann schmiedete, mit dem sie kaum eine gleiche Ansicht, einen gleichen Geschmack hatte, daß ihre ganze künftige Existenz ein beständiges Aufgeben der eignen Individualität ihm gegenüber sein mußte, um in Frieden zu leben, und ihr Leben sich als „ein Ertragen des Unangenehmen mehr, als ein Nichtempfinden des Widrigen" gestalten würde.

Es verging eine schwere Stunde für das Schooßkind des Glückes, dem bisher das Leben so leicht und schön gewesen. Sie war ein verzogenes Kind. Das Leben und die Eheschule übernahm es jetzt, sie zur Entsagung zu erziehen. Sie war ihr neu und um so schwerer, aber Elisabeth war fromm und pflichtgetreu; es kostete zwar einen schweren Kampf, das gereizte, eigenwillige Herz zu bezwingen, aber es ward bezwungen; mit Gedanken des Friedens und der Nachgiebigkeit begegnete sie ihrem Gatten, als er verstimmt zur Theestunde sie aufsuchte.

Man sagt, daß das Resultat des ersten Ge-

witters im Frühlinge das Wetter für den ganzen Sommer entscheidet. Wird die Atmosphäre durch den Sturm von den unheildrohenden Elementen befreit und gesäubert, folgt klarer, beständiger Sonnenschein, reine Luft darauf, so kann man mit Sicherheit auf den weitern Verlauf schließen. Bleibt der Kampf der Elemente hingegen unentschieden, die Dünste unbewältigt, so trübt sich der Himmel ganz, kalte regnerische Tage folgen und verkünden prophetisch einen trüben unerfreulichen Sommer.

Dasselbe gilt vom ersten Gewittersturme im Frühlinge einer geschlossenen Ehe. Gelang es durch diesen die Elemente zu entfernen, welche die Disharmonie erzeugten, so stellt sich das Gleichgewicht schnell und glücklich her. Bleibt aber ein gewisses Unbehagen, eine schwer zu bezwingende Kälte, so deutet diese Consequenz auf tiefer liegende, gefährliche Feinde des ehelichen Friedens, auf eine Unverschmelzbarkeit ungleichartiger Naturen, oder auf einen Mangel der so nothwendigen Biegsamkeit Beider.

Elisabeth zwang sich selbst, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun.

„Lieber Max," bat sie, „ich fühle daß ich Unrecht hatte; wenn ich Dir durch meine dummen Thränen über meine abgehauenen Lieblinge wehe gethan habe, so verzeihe mir. Du bist ja Herr und

Meister hier, und habe ich nicht das Recht, Dir Vorwürfe zu machen. Ich bin leider hierin verwöhnt durch meinen Vater, der mich stets durch die Erfüllung meiner kleinen Wünsche so verzogen hat, doch ich verspreche Dir mich zu bessern."

Max erwartete seine Frau gereizt, und in jener schweigenden Phase eines solchen Auftrittes zu finden, die man sehr unästhetisch Maulen nennt, eine Waffe des passiven Widerstandes, welche dem Manne am allerunangenehmsten ist, weil er keine Mittel hat, sie zu bewältigen, indem man einer verstimmten schweigsamen Frau nicht gebieten kann, heiter und gesprächig zu sein. Hätte Elisabeth sich so weit erniedrigen können, ihm gegenüber sich so zu betragen, so wäre ihre Macht über ihn gesichert gewesen. Um eine solche lang andauernde Mißstimmung ihrerseits zu vermeiden, hätte er künftig mehr Rücksicht auf ihre Wünsche genommen. Aber ihre offene freundliche Art, allen Tadel auf sich zu nehmen, machte ihn sofort glauben, er sei der beleidigte Theil und habe vollkommen Recht; er entgegnete auf ihre freundliche Anrede, indem er darin die Anspielung auf ihre frühere Verwöhnung im elterlichen Hause allein beachtete und mit Bitterkeit als einen Vorwurf gegen sich empfand.

„Es thut mir sehr leid," entgegnete er, „liebe

Elisabeth, „daß Du mit Sehnsucht an Dein väterliches Haus zurückdenkst, und Dich nicht glücklich bei mir fühlst, weil ich nicht jeder kleinen Laune nachgebe. Doch ist es mir lieb, daß Du selbst einsiehst, wie Du Unrecht hattest, und wirst Du in der Folge immer mehr erkennen, daß die Entfernung jener Baumgruppe eine Maßregel war, welche sowohl Vernunft als Schönheitssinn gebot.“

Elisabeth biß sich auf die Lippen, um nichts zu erwidern, weil sonst der Streit von neuem begonnen haben würde. Sie reichte ihrem Gemahl die Tasse Thee und nahm dann schweigend ihre Arbeit zur Hand, während Max nach genossenem Thee mit unruhigen Schritten auf und niederging, ihre öftern Versuche, ihn auf gleichgültige neutrale Unterhaltungsgegenstände zu bringen, einsylbig und unfreundlich beantwortete. Endlich nahm er die Zeitung auf und vertiefte sich in die Politik.

Das Rollen eines Wagens, stets eine so willkommene Abwechselung auf dem Lande, verkündete den Besuch eines Nachbarn, diesmal doppelt gern begrüßt von dem Ehepaare, um die peinliche Stille zu unterbrechen und die eingetretene Spannung zu lösen.

Der Baron Hochfeld, ein alter Herr, der gern Geschichten erzählte, in denen es schwer war, die

Grenze zu erkennen, wo die Wahrheit in die Gebilde seiner allzulebhaften Phantasie überging, stets heiter und lebenslustig, war nie so zuvorkommend empfangen worden als heute in Hohenastenberg. Max war wie umgewandelt, ebenso gesprächig, als er noch so eben schweigsam und verstimmt gewesen, seine oberflächliche gesellige Natur bedurfte einer solchen Anregung; bald waren die Herren in einer politischen Discussion vertieft. Elisabeth athmete frei auf als sie das Zimmer verließen, um in Max' Gemächern Cigarren zu rauchen und eine Partie Ecarté zu spielen.

So verstrich der Sommer in Hohenastenberg ohne besondere Versöhnung, mehr allmählich fanden sich Max und Elisabeth wieder in dem Kreislaufe des Alltagslebens auf freundlichem, kühlen Fuße. Zu einer sogenannten Scene kam es nach jenem so eben geschilderten Auftritte nicht wieder, aber auch zu keinem warmen, beglückenden Verhältnisse. Aeußere Einigkeit schien wohl da, doch keine innere Harmonie des Zusammenlebens. Es waren eigentlich nur Kleinigkeiten, die sie auseinander brachten, Verschiedenheit des Geschmackes; z. B. liebte es Max, getrieben von seiner unruhigen Natur, stets sehr rasch und weit spazieren zu gehen, wobei ihm Elisabeth nicht folgen konnte; so kam es bald, daß Jeder allein

ging, um den Andern nicht zu geniren. Sie las gern Schriften meditativen oder poetischen Inhalts, ihr Gatte hatte nur Sinn für militairische, politische oder landwirthschaftliche Abhandlungen und so begegnete sich ihr Geschmack in keiner Weise. Ja selbst in der Musik fanden sie sich nicht, da Max nur italienische Opernarien oder Tanzmusik liebte, Elisabeth deutsche Lieder, Beethoven's und Haydn's Compositionen.

Alle diese Kleinigkeiten, in welchen sie differirten, machten sich in dem engen und ausschließlichen Zusammenleben auf dem Lande zuerst auf peinliche Weise geltend, bald gestaltete sich ihre Ehe zu einer jener, welchen man so oft begegnet, die nicht unter die glücklichen, und auch nicht zu den unglücklichen gehört, da viel natürliche Zuneigung da ist, aber in dem täglichen Wiederkehren des ungleichen Geschmackes und Bedürfnisses allmählich dazu führt, daß beide Theile neben einander, statt mit einander leben.

Max Astenberg fühlte sich durchaus befriedigt dabei, denn ohne tiefere Bedürfnisse des Gemüthslebens und der Mittheilung glaubte er, daß Elisabeth sich eben so glücklich dabei fühlen müsse, als er, und hatte keine Ahnung davon, daß sie im Stillen unaussprechlich litt, bis sie sich in das Un-

abänderliche gefunden, d. h. in das Aufgeben jeder Hoffnung für ein näheres, geistiges, gemüthliches Zusammenleben mit dem Manne, der ihr Gefährte durch's Leben geworden.

Bei der Betrachtung solcher Fälle, die dem Beobachter so oft begegnen, wo dem ehelichen Bunde das fehlt, was seine höchste Weihe und beglückenden Einfluß auf zwei Menschenleben bildet, drängt sich die Frage auf: Giebt es ein Mittel, so verschiedene Individualitäten in Harmonie zu bringen? oder ist ihr Fall eine aufzugebende Sache?

Es scheint uns, daß die einzige Möglichkeit dafür in dem Aufgeben der Selbstsucht des Einzelnen ist. Jeder sollte vor Allem den Andern, dessen Natur und Bedürfnisse genau studiren und sich klar machen und ihm dann auf halbem Wege entgegenkommen. Wie viel Einseitigkeit würde vermieden werden, wenn die Liebe uns dazu vermöchte, auch die Steckenpferde des Geliebten ein wenig reiten zu lernen. Elisabeth würde Interesse an der Politik und Landwirthschaft gewonnen, Max die trockene Richtung seines Geschmackes durch Eingehen in Elisabeth's Interessen modificirt haben, Liebe und Gewohnheit dazu geholfen und endlich vielleicht ein beglückenderes Zusammenleben aus der temporären Unterordnung des eignen Geschmackes Beider

hervorgegangen sein. So war es aber nicht. Mehr und mehr trennten sich ihre Wege, sie waren zusammen und doch Jeder allein. Keiner vermißte den Andern, wenn kurze Reisen sie trennten. Der Winter führte sie in die Residenz und ein Ereigniß gab ihnen endlich den Punkt, wo Beider Interessen sich vereinigten. Elisabeth ward Mutter; dieses selige Glück füllte die Lücke aus, die sie bis dahin in ihrem Herzen gefühlt und sie gab den ganzen, bisher unverbrauchten Schatz ihrer Liebe dem Sohne hin, in dem sie die einzige, liebste Hoffnung ihrer Zukunft sah.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine vernünftige Heirath und ihre Resultate.

Jahre waren nun dahingeeilt, seit Egon Astenberg Besitzer von Buchenwalde geworden, welches er mit unermüdlicher Thätigkeit zu verbessern und emporzubringen suchte. Nach dem ersten unglücklichen Jahre, wo die Ungunst des Wetters und die Unerfahrenheit des jungen Gutsbesitzers manchen Tribut gefordert, hatten sich seine Verhältnisse günstiger gestaltet. Die größte Ordnung und Sparsamkeit machten es ihm nach und nach möglich, einen Theil seiner Schulden abzutragen; er sah in der Zukunft den glücklichen Tag kommen, wo er sich gänzlich von der Abhängigkeit befreien würde, worin er sich bis jetzt durch die Großmuth seines Vetters befand.

Die Zeit mit ihrer linden, Alles bewältigenden Macht hatte auch die Bitterkeit gemildert, welche die Täuschung seiner liebsten Hoffnungen zeitweise in ihm erzeugt hatte. Er glaubte vollkommen mit

dem Glücke abgeschlossen zu haben. Das Leben der angestrengten Thätigkeit hatte ihn im Gleichgewicht erhalten, und die für den Augenblick überwältigende Gewißheit, daß Elisabeth, die Liebe seiner Jugend, für immer für ihn verloren sei, wirkte späterhin als ein Heilmittel, indem sie der lang genährten heimlichen Leidenschaft jede Hoffnung — diese Lebensluft derselben abschnitt. Mit neuem Muthe, im Kampfe gegen das Schicksal und das eigne Herz gestählt, wandte Egon sich dem Leben zu. Seit Jahren verkehrte er viel mit der Familie Rathenau; wie gleich anfangs er sich am meisten durch dieses Haus angezogen fühlte, so steigerte sich seine Achtung und Verehrung für die älteste Tochter desselben durch die längere Bekanntschaft mehr und mehr. Marie Rathenau war wie ein Typus der altdeutschen, christlichen Jungfrau, groß, blond, blauäugig, fromm und unschuldig. Niemals hatte sie Edenburg verlassen; Bälle und Theater, das Stadtleben und seine Genüsse, ja selbst Romanlectüre war ihr fremd; sie kannte nur das Haus, die Familie, die Freuden des Landlebens und fühlte sich zufrieden darin. Dabei konnte Egon nicht umhin, zu bemerken, daß sie eine Neigung für ihn empfand, die ihm ihr beglückter Ausdruck, ihre hohe Röthe verrieth, so oft er sich ihr näherte. Sein offenbares

Interesse für sie wurde hierdurch gesteigert. Der Wunsch, die Stieftochter aus Verhältnissen zu befreien, die stets drückend sein mußten, ihr eine eigne Häuslichkeit zu bieten, sie glücklich zu sehen, während er für sich selbst längst aufgegeben hatte, es zu werden, bestimmte ihn endlich, um Marie zu werben. Lange hatte er geschwankt, da er sich deutlich bewußt war, daß nur Achtung und Zuneigung und der Wunsch, sich eine Häuslichkeit zu gründen, ihn hierzu bewog. Denn sein Herz klopfte in ihrer Nähe nicht höher, sein Puls blieb ruhig und keine Sehnsucht trieb ihn nach Edenburg, Marie's Bild verscheuchte niemals den Schlaf von seinem Lager. Endlich gewann er die Ueberzeugung, daß sein Herz durch die erste tiefe Liebe und bittere Täuschung die Fähigkeit verloren, wärmere Gefühle zu hegen; nach reiflicher, ruhiger Ueberlegung that er den entscheidenden Schritt und ward Marie's Bräutigam. Ihre freudige Ueberraschung, strahlendes Glück, demuthsvolle Liebe, womit sie zu ihm emporblickte, seine Ruhe und Zuversicht bei dieser Verbindung mit einem so trefflichen Mädchen, gaben ihm die Garantie einer schönen Zukunft an ihrer Seite. Die Eltern waren hochbeglückt; die Verbindung des jungen Paares folgte bald der Verlobung nach, eine sorgsame, liebevolle Hausfrau

waltete jetzt in Buchenwalde und umgab den von seinen Geschäftstouren heimkehrenden Gatten mit all' dem Comfort, der Liebe, welche ihm bisher in seinem Hause so sehr gefehlt hatte.

Marie war durch eine ernste, fast strenge Erziehung zu einem jener Wesen herangebildet, in welchem Pflichtgefühl das allein bestimmende Agens ist. Mit einer an Asketismus grenzenden Strenge bewachte sie jeden Gedanken, jede Regung ihres Herzens, welcher nicht damit übereinstimmte. War im elterlichen Hause die Pflege und Ueberwachung der jüngern Stiefgeschwister, der Antheil an den häuslichen Arbeiten, die Armenpflege und der Kirchenbesuch die Ideenwelt gewesen, in der sie sich ausschließlich bewegt hatte, so war sie als Egon's Gemahlin seine unermüdliche Hausfrau. Seinen Lieblingswunsch erfüllen zu helfen, d. h. ihn frei von Schulden als Besitzer von Buchenwalde zu sehen, das Vermögen der Familie Astenberg durch ihn wieder empor zu bringen, durch Sparsamkeit, gute Wirthschaft und der Beihülfe ihres nicht unbeträchtlichen mütterlichen Vermögens, der Zweck ihres Strebens und Wirkens.

Sie übernahm selbst die Führung des Haushaltes, die Milchwirthschaft, wozu Egon früher eine Ausgeberin gehalten, war stolz und glücklich, wenn

sie ihm aus ihren Haushaltsbüchern beweisen konnte, daß die Einkünfte stiegen und die Auslagen geringer wurden.

Als der Winter kam und die langen Abende das junge Ehepaar mehr zusammenführten, freute sich Egon darauf, mit ihr zu lesen und das junge Gemüth fortzubilden; denn er wußte sehr wohl, daß ihre Erziehung bisher fast ausschließlich auf das praktisch Nothwendige gerichtet gewesen, und ihm die für den Mann so liebe Aufgabe geworden, seine junge Frau zu sich heranzubilden. Daß sie Sinn für alles Gute und Schöne habe, dafür bürgte ihm die ursprüngliche Frische ihrer Natur. Egon war einer jener seltenen Männer, welcher in seiner Frau eine Theilnehmerin seiner Freuden und Leiden im wahrsten Sinne des Wortes suchte. Auch was ihn geistig beschäftigte, seine höchsten Bestrebungen sollte sie theilen; er war daran ge- und verwöhnt durch die stets bereite Sympathie seiner Schwester Hedwig. Ueber jedes Buch, was ihn beschäftigte, theilte er ihr sonst seine Ansicht mit; war es belletristischen Inhaltes, so tauschten sie ihre Meinungen, sei es mündlich oder brieflich, darüber aus, er war vielseitig gebildet, nicht allein die specifisch männlichen Bestrebungen beschäftigten ihn, sondern er hatte auch Sinn für die besseren Productionen der

Poesie und Romanlitteratur, für Musik, Kunst und Alles, was das Leben reich und schön macht, das Gemüth erheitert und den Ideenkreis erweitert. So viel als irgend möglich suchte er den Mangel an solchen Genüssen auf dem Lande durch Lectüre zu ersetzen und wollte nun auch bei seiner Frau den Sinn dafür pflegen. Indessen stieß er dort auf Schwierigkeiten, die er nicht erwartete.

Marie Rathenau hatte nie das elterliche Haus verlassen und durch selbst nicht gründlich gebildete Gouvernanten eine sehr lückenhafte Vorbildung erhalten. Egon entdeckte oft eine solche Ignoranz bei ihr, daß er staunte, und wohl einsah, wie erst die Grundsteine der Bildung bei ihr gelegt werden mußten, ehe er an eine Ausschmückung und Theilnahme an den höhern Interessen, die ihn beschäftigten, denken durfte.

Seine Frau von Grund aus zu unterrichten, war nun ein Unternehmen, welches mehr Zeit forderte, als er ihr widmen konnte, auch mehr Lust und Streben, als sie ihm brachte. Marie fühlte sich beschämt, wenn Egon den Abstand ihrer Bildung von der seinigen bei irgend einer Lectüre, die sie gar nicht verstand, entdeckte. Ungern sah sie es daher, wenn er dergleichen vornahm. Sie hatte stets nothwendige häusliche Arbeiten zu ver-

richten, die sie als Vorwand gebrauchte, sich davon loszumachen. Oft wenn er ihr vorlas, durch eine besonders schöne Stelle erregt, ihren Beifall und Mitgefühl sich lebhaft äußern zu sehen hoffte, so fand er, daß Marie, von den vielen häuslichen Arbeiten des Tages ermüdet, sanft entschlummert war. Sie suchte dann bald die Ruhe, Egon las fort bis in die Nacht allein und ohne Mittheilung, oft auch sank das Buch aus seiner Hand und peinliche Gedanken stiegen in ihm auf. Er fühlte, wie wenig geistiges Verständniß er bei der Gefährtin seines Lebens fand. Doch schalt er sich selbst über diese Erkenntniß und das Gefühl des Mißbehagens, welches ihn darüber beschlich. „Marie ist ein Engel," dachte er bei sich, „so rein, fromm, hingebend! Kann ein Mann sich ein besseres Weib wünschen? Sie lebt nur für den Herrn, ihre Pflicht, ihren Gatten und Haus, sie sucht kein Vergnügen, denkt nie an sich. Alles bezieht sie auf mich, Alles thut sie mir zu Liebe, und die Zeit, welche sie erübrigt, widmet sie den Armen. Ist das nicht viel besser, als die feine Bildung, dieser Luxus des Geisteslebens? Und doch bin ich schwach genug, den geistigen Austausch mit ihr zu vermissen — wenn sie nur ein Talent hätte, ein wenig Musik oder Zeichnen triebe" ....

Und dann wanderten seine Gedanken zurück in jene Zeit, wo Elisabeth Schönau's reiche, volle Stimme sein Ohr entzückte, er, auf den Wellen ihrer Töne auf und nieder getragen, im seligen Genuß berauscht, sich verlor, wie die Stunden im Austausch der Ansichten über Kunstwerke und Bücher dahin geflogen waren.

Gewaltsam zog er die Zügel der Willenskraft an, um die sich verirrenden Gedanken zurückzurufen aus der Vergangenheit — aus dem Reiche der Phantasie in die starre unabänderliche Wirklichkeit der Gegenwart, deren Gutes er schätzen und erkennen wollte. „Man kann nicht Alles vereint finden," so rief er sich zu, und suchte sich zur Zufriedenheit mit dem zu schulen, was ihm gewährt war, um was ihn so mancher Mann beneidet hätte, ein liebendes, treues, frommes Weib an seiner Seite, eine geachtete, unabhängige Stellung in der Welt, ein schöner, zusagender Beruf und eine schöne, frohe Hoffnung der nächsten Zukunft.

So verfloß das erste, das entscheidende Jahr in jeder Ehe, welches ihr für immer den Stempel aufdrückt.

Neue Pflichten und Freuden brachte es ihm, die manche empfundene Lücke ausfüllten. Egon ward Vater, und welch' ein Vater. Stolz und freudig trug er

seinen Erstgebornen umher und sah in ihm den Nachfolger in seinem Berufe, den Stolz seines Alters in dem kleinen hülfs- und ahnungslosen Wesen, welches aus seinen schneeweißen Kissen mit Marie's klaren, blauen Augen hervorschaute. Keine junge Mutter konnte freudiger das erste Aufdämmern menschlicher Intelligenz und Zuneigung beobachten, als Egon, wenn der Kleine zuerst den weißen Wachsfinger nach dem bärtigen Papa ausstreckte und dieser ihn dann jubelnd auf seinen Armen schaukelte.

So zogen die Jahre seines Lebens still und unbemerkt dahin, ohne durch große Freuden oder Leiden ferner bezeichnet zu sein. Mehr und mehr gewann Egon die Achtung und Liebe Aller, die ihm näher standen. Wie Wenige sorgsam, liebevoll als Ehemann und Familenvater, gerecht und pflichttreu im Amte, umsichtig und langsam, aber sicher vorwärts trachtend als Gutsbesitzer, allmählich das verschuldete Familiengut zu einem einträglichen und freien Besitz emporbringend, hatte er bald das Ziel seines Strebens erreicht.

Daneben war es das Augenmerk des jungen Gutsbesitzers nicht allein für die Seinigen und sein Fortkommen zu sorgen, sondern mit derselben Liebe und Treue für seine Untergebenen zu leben. Glückliche Gesichter um sich zu sehen, war seine Freude, er kannte

die Verhältnisse jedes seiner Tagelöhner, suchte mit Rath und Hülfe ihnen beizustehen und zum bescheidenen Wohlstande zu verhelfen. Die Kranken besuchte er selbst und half, wo er konnte, Streite schlichtete er mit seinem friedlichen, versöhnlichen Sinne und seiner strengen Gerechtigkeitsliebe. Bald ward er der allgemeine Schiedsrichter, Rathgeber und Friedensstifter. Geliebt, ja verehrt in seinem Kreise, auf bestem Fuße mit seinen Nachbarn, der Vater blühender gesunder Kinder, mußte er sich so befriedigt fühlen, als es einem Menschen hienieden beschieden ist, der Erfahrung genug gewonnen hat, um sich zu sagen, daß nur das Gute erreichbar und dauerhaft ist, die vollkommene Befriedigung aller unserer Seelenbedürfnisse durch den höhern Zustand, den man Glückseligkeit nennt, in dieser vorbereitenden Lebensschule uns nur selten und für kurze Zeit beschieden ist, meistens nur ein blendendes Wetterleuchten des Paradieses, oder eine Fackel, die den oft dunklen, rauhen Weg zum Jenseits weiset.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Jahre nirgends rascher dahinzueilen scheinen, als in der ereignißlosen Monotonie des Landlebens. Nicht daß Tage und Stunden uns schneller vergehen, im Gegentheil können sie sich oft ausdehnen, besonders wenn Schnee und Eis die rege Thätigkeit des Landwirthes hemmt, ihn zwingt, die langen Winterabende mit selbst geschaffener Thätigkeit und Genüssen auszufüllen. Aber dennoch scheint es in der Erinnerung, daß die Jahre unaufhaltsam entfliehen und wir entdecken plötzlich beim Rückblick mit Verwunderung, daß wir, wenn auch nicht qualitativ viel, doch quantitativ viel länger gelebt, als wir achten.

So waren auch für Egon Astenberg die fünf Jahre seiner Ehe unglaublich rasch verflossen; wenig hatte sich darin verändert. Vier blühende Kinder

machten den Stolz und die Freude des Vaters, die ausschließliche Liebe und Sorge der Mutter aus; im Kreislauf des Geschäftslebens der häuslichen Ruhe, als einzige Abwechselung das Weihnachtsfest in Edenburg und Besuche bei den Gutsnachbarn, waren jene fünf Jahre so einförmig dahingezogen, daß sich wenig mehr darüber sagen läßt. Die einzigen Ereignisse darin waren Stickhusten und Masern der Kinder, ein Hagelschlag oder Ueberschwemmung gewesen, die Lichtpunkte die Genesung der Kranken, eine gute Ernte, die den Schaden wieder ausglich. Der Einfluß dieser gleichsam Stagnationsperiode im Leben des Ehepaares war indessen nicht ganz gleich und günstig in seinen Wirkungen auf Beider Entwickelung geblieben.

Egon hatte bereits viel gelebt und erfahren. Seine Jugendzeit im bewegten Leben der Stadt, im Kampfe mit manchen Widerwärtigkeiten, die starken Emotionen, die ihn erschüttert, machten ihm die Ruhe und Eintönigkeit seiner jetzigen Existenz willkommen und unschädlich. Auch bewahrte sein reger, nach Fortbildung durch Lectüre rastlos strebender Geist, und seine oft nach außen leitende Berufsthätigkeit den jungen Mann vor der Lethargie des contemplativen Lebens, der so mancher, weniger dagegen Ausgerüstete in dem ruhigen Alltagsleben

verfällt. Das früher gesammelte Material des Geistes und der Erfahrung war im Gegentheil bei seiner denkenden Richtung verarbeitet worden und hatte ihn zu einem jener reifen, klaren Menschen gemacht, denen man so gern begegnet, den normalen Typus des Mannes, gleich gesund an Seele und Leib, ruhig und abgeschlossen in dem angewiesenen, wenn auch beschränkten Kreise, wie ein Gebäude, welches unerschütterlich feststeht in den Stürmen des Lebens. Das glaubte auch Egon von sich — ein Selbstvertrauen, welches uns so leicht kommt, wenn das Leben sich geregelt und ruhig dahin bewegt und doch stets in seiner stolzen Sicherheit an Vermessenheit grenzt; denn auch im sichersten Lebenshafen können über Nacht sich Untiefen aufthun und Vulcane Verderben drohen.

Weniger günstig hatten die fünf Jahre ihrer Ehe auf Marie eingewirkt, die Mängel, welche Egon bei so viel Trefflichem an seiner Frau fühlbar geworden, eher sich gesteigert. Die ausschließliche Beschäftigung mit den materiellen Pflichten der Hausfrau und Mutter, hatten ihren Ideenkreis mehr und mehr beschränkt. Jede Anregung und Bestrebung anderer Frauen, die nicht in die ihrigen hineinpaßte, betrachtete sie mit Mißtrauen, ja wie Schlingen der Gefallsucht und Weltlust. Je weniger

sie mit der Außenwelt verkehrte, um so schroffer und einseitiger wurden ihre Anschauungen; mit der Selbstgefälligkeit, Folge des Bewußtseins ihrer Pflichttreue und Strenge gegen sich selbst, hielt sie ihr Urtheil für das allein richtige. Schiller und Goethe betrachtete sie wie gefährliche Atheisten. Sie las nur Luther's Leben, Predigten, Missionsberichte und Niemeyer's Werk über Erziehung. So sehr Egon diese übertriebenen Ansichten zu modificiren suchte, so gelang es ihm nicht, denn Marie war hartnäckig wie alle Diejenigen, die es aus Pflichtgefühl sein zu müssen vermeinen, und beschränkt in ihrem Urtheil. Sie war die tugendhafteste, beste Frau, aber sie verstand es nicht, die Tugend liebenswürdig in ihrer Person zu machen; sie war im Laufe der Zeit absprechend und schroff geworden und war stets geachtet, doch wenig beliebt.

Dazu kam, daß sie fast gänzlich in dem süßen Berufe der Mutter aufging. Sie war stets in der Kinderstube beschäftigt, und konnte sich nicht entschließen, selbst die materielle Pflege ihrer Lieblinge andern Händen anzuvertrauen. Bis spät Abends die Kinder in ihren Bettchen schliefen, wich die treue Mutter nicht von ihrer Seite; sie war stets von ihnen umgeben, und Egon sah seine Frau nie mehr, ohne daß ihre Aufmerksamkeit von ei-

nem der kleinen, schreienden Tyrannen monopolisirt wurde.

So schön diese Hingebung, so war doch viel Uebertreibung darin. Die Frau, welche von dem Augenblicke an, wo sie die heilige Würde der Mutter erhält, aufhört, ihre Pflicht gegen den Mann, den Gefährten ihres Lebens, zu berücksichtigen, überschreitet gewiß das rechte Maß, und hat es sich oft selbst zuzuschreiben, wenn der Gatte sich in dieser Zeit ihrer Gesellschaft entwöhnt, die Nothwendigkeit, ein Surrogat dafür auswärts zu suchen, zur Gewohnheit wird, die es ihm später, wenn die Sorge für die Kinder aufhört, ihre Zeit so ganz in Anspruch zu nehmen, fast unmöglich macht, von der temporären Entfremdung zurückzukommen. Nichts ist seltener, als der klare Blick, die richtige Eintheilung und das rechte Maß bei einer Frau. Sie ist nicht allein Gattin, nicht allein Mutter oder Hausfrau, sondern alle diese drei Sphären ihres Wirkungskreises verdienen gleiche Berücksichtigung, und nur dann kann eine Ehe normal und beglückend werden, wenn die Gattin ihnen Rechnung trägt.

Egon hatte sich längst in das Unabänderliche gefunden. Anfangs seufzte er oft, wenn er die Gegenwart seiner Frau bei irgend einer Besprechung wünschte, und sie nicht zu finden oder zu beschäftigt

mit den Kindern augenblicklich war, um seinem Rufe Folge zu leisten. Er fand, daß sie eine zu gute Mutter war, und drohte auf die Kleinen eifersüchtig zu werden, doch selbst die Uebertreibung ihrer Pflicht konnte er nicht tadeln. Er dachte dann an das französische Sprichwort ses défauts sont les excès des vertus. Endlich seufzte er nicht mehr und fand sich darein, keine Gattin, sondern eine treffliche Kinder- und Hausfrau zu haben. Man gewöhnt sich an Alles; so schien die äußere, wie häusliche Gestaltung seines Lebens sich zu den starren, festen Formen krystallisirt zu haben, welche sie anzunehmen pflegen, wenn die ersten Jahre der Bildsamkeit vorüber sind; und Egon war vernünftig genug, nichts Anderes zu ersehnen, als was ihm als Realität geworden war.

In diese Periode der abgeschlossenen Ruhe drang aber plötzlich ein belebender, anregender Hauch der Außenwelt ein, und zwar in Gestalt einer Nachricht, die sich in der Gegend verbreitete, sämmtliche Bewohner der Landgüter elektrisirte, wie es jede Neuigkeit im ereignißlosen Landleben zu thun pflegt, und für Wochen den Stoff ihrer Unterhaltung bildete. Mit dem Frühjahre, welches die wintertodten Fluren und Wälder mit frischem Grün, neuem Leben und Vogelgesang ihre Auferstehung feiern ließ, wurde

der Matador der Gegend, der bisher ausschließlich in Hohenastenberg oder der Residenz gelebt, der Graf Maximilian von Hohenastenberg, auf seinem väterlichen Gute Warnitz erwartet, und zwar, wie man sagte, mit Gemahlin und Kindern, um den Sommer dort zu verleben. Bisher war er nur für wenige Wochen hergekommen, um seine Güter in dortiger Gegend zu inspiciren, während die Gräfin in Bädern oder bei ihrem Vater sich aufhielt. Sein eigentliches Domicil war Hohenastenberg gewesen; im Laufe der Jahre hatte er es mit seinem unruhigen Thätigkeitsdrang so umgestaltet, als es bei dem alten Schlosse möglich war. Nun, da alle Verbesserungen bereits vorgenommen und ihm nichts mehr übrig blieb, als in Ruhe die Frucht seiner Wandlungen zu genießen, fing ihn der Aufenthalt dort zu langweilen an. Er bedurfte eines neuen Feldes für seinen unruhigen Geist, und der Abwechselung. In Warnitz war noch mehr zu thun, die Nachbarschaft auch bewohnter, mehr Geselligkeit erreichbar; dieses bestimmte ihn, seine Zelte für den Sommer dort aufzuschlagen. Auch Elisabeth verließ Hohenastenberg nicht ungern, da sie dort stets unter der Indolenz und Einmischung des Ehepaares Barth zu leiden hatte, welchem es gelungen war, das Vertrauen des Grafen in eben so hohem Grade zu gewin-

nen, wie weiland das seines Onkels. Durch ihre Geschicklichkeit, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, seine Anordnungen bewundernd und preisend, übten sie einen solchen Einfluß, daß die junge Gräfin sich bei jeder neuen Einrichtung, die sie vornahm, stets gehemmt fühlte, mit Bitterkeit wahrnehmen mußte, wie Max mehr auf das Urtheil dieser Leute gab, als auf ihren Rath und Wünsche. Dieser Stand der Dinge machte ihr eine neue Umgebung wünschenswerth, so wenig die Gegend und Warnitz selbst mit der romantischen Lage Hohenastenberg's im Gebirge wetteifern konnte, so hoffte sie in der Geselligkeit der Umgegend, namentlich in der Nähe Buchenwalde's, einen Ersatz dafür zu finden. Sie war gespannt und freute sich darauf, die Bekanntschaft Egon Astenberg's zu erneuern, für dessen Andenken sie stets eine große Vorliebe gehegt. Er erinnerte sie ja an ihre Mädchenzeit, die schönste ihres Lebens, wo sie so ahnungslos, sorglos glücklich gewesen, Alles ihr gehuldigt und sie auf Händen getragen hatte, die ihr schon wie nebelfern in der Erinnerung lag, so ganz anders war Alles jetzt, so ernst und aller Illusionen baar lag das wirkliche Leben da, in welches sie seitdem eingetreten.

* *
*

Mit einer andächtigen Spannung erwarteten

die Gutsbesitzer der Umgegend den reichen Ankömmling in ihrer Mitte; er hatte Alles, was ihnen fehlte, Geld, Rang, Ansehen, eine schöne, hochgebildete Frau, eine der Zierden und Modedamen der Residenz, so flüsterte man sich zu, und sah halb mit scheuer Furcht, halb mit erwartungsvoller Spannung dem fremden, glänzenden Elemente entgegen, welches bald seinen Goldglanz auf die einfache Landgegend ausstrahlen sollte. Da gab es unglaublich übertriebene Erzählungen der Leute von den großartigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange in Warnitz, wie viele Packwagen mit Sachen bereits angelangt, wie Tapeziere und Handwerker aus der Stadt dort thätig, Reit- und Wagenpferde, ja sogar eine Art Stallmeister durch den kleinen Nachbarflecken gekommen und allgemeines Aufsehen erregt hätten.

Auch zu Egon drang die Kunde und machte ihm einen schwer zu definirenden Eindruck. Er war sich selbst nicht klar, ob er sich freute seinen Vetter und — seine Jugendliebe als nahe Verwandte zu begrüßen, ihren Umgang als Ergänzung so manches Lückenhaften in seinem jetzigen Alltagsleben freudig willkommen zu heißen; oder ob der Eindruck, selbst nach sieben Jahren, nachdem so viele andere Elemente durch seine Seele gezogen und gleichsam die Erinnerungen paralysirt hatten, welche in den tiefsten

Schichten begraben lagen, noch peinlich erregend sein würde. Er fürchtete das erste Wiedersehen; später würde die Gewohnheit den Eindruck abstumpfen, vielleicht viel Genuß, ein günstiger Einfluß Elisabeth's auf seine Frau aus dem Verkehr mit seinem Vetter und seiner Cousine entstehen. Er malte sich mit seiner regen Phantasie dieses erste Wiedersehen aus, bis in die kleinsten Details; fast war es ihm, als wüßte er bereits die ersten Worte, welche sie wechseln würden; aber wie es stets zu gehen pflegt, die Wirklichkeit gestaltete sich ganz anders.

Es war an einem jener Frühlingsabende, wo große Wolkenmassen träge am blauen Himmel fortziehen, milde weiche Lüfte um die Stirn wehen, die schrägen Strahlen der Sonne durch die glänzend frischgrünen Buchen goldig leuchten, ehe sie in ihrem röthlichen Wolkenbette zur Ruhe sinkt, die geschäftigen Staare ihren pfeifenden, lang gehaltenen Ton in den Wipfeln der noch dürren Eichen und Linden hören lassen, und das ganze Chor der Waldvögel neubelebt sein Abendlied zwitschert, ehe sie ihre neuen Nester aufsuchen — einer jener Abende, wo das längst stumpf und erstarrt geglaubte Herz zu neuem Hoffen aufwacht, sich des Daseins freut, oder das gebrochene die verharrschten Wunden von neuem bluten fühlt — da stand Egon Astenberg, der un-

ermüdlich thätige Landwirth, auf der neugebauten Chaussée und inspicirte einen fast vollendeten Brückenbau. Plötzlich ließ sich das Rollen mehrerer Wagen vernehmen. Aus den verhüllenden Baumgruppen des Gehölzes, durch welches der Weg führte, sah man eine elegante, offene Kalesche pfeilschnell daherrollen, welcher eine große, vierspännige Berline folgte. Ehe Egon sich besinnen konnte, war das elegante Vehikel bereits bei ihm angelangt und wurde durch die unvollendete Brücke aufgehalten.

Er erkannte augenblicklich Max und Elisabeth, welche es vorgezogen hatten, den herrlichen Frühlings-Abend im offenen Wagen zu genießen, während ihre Kinder in der geschlossenen Berline folgten.

„Ei siehe da, Egon!" rief Max lebhaft, indem er dem Kutscher zu halten gebot. „Wie geht es bei Euch? Wir haben uns lange nicht gesehen. Das ist ja ein glückliches Zusammentreffen bei dieser verwünschten Brücke — Du kannst uns gleich sagen, wie wir fahren müssen, um über das Wasser zu kommen — es muß doch eine Nothbrücke oder eine Furth weiter unten sein, aber wie zum Teufel kommt man dahin. Nun, es ist Zeit, daß die Chaussée fertig wird, im Walde war fast kein Durchkommen. Du gestrenger Landwirth mußt bessere Wegepolizei halten!"

So plauderte Max unaufhaltsam fort, während Elisabeth dem „Vetter" die Hand reichte, ihn auf's Freundlichste als Verwandten und alten Bekannten begrüßte, nach seiner Frau und seinen Kindern fragte. Sie war so ganz unbefangen, daß Egon Zeit gewann, ein Gefühl zu überwinden, was ihn, den Athem beklemmend, stocken machte, während sein Herz fast hörbar pochte.

Fast ehe er recht seine Fassung wieder gewonnen, war die glänzende Erscheinung verschwunden, denn Max hatte mit der ihm eignen Hast unter den Arbeitern einen Führer gefunden, der ihnen den Weg nach der Nothbrücke zeigte und trieb zur Fortsetzung ihrer Reise, ehe es vollends dunkel würde. Mit einem „à revoir!" und freundlichen Winken Elisabeth's verschwand die Kalesche seinen Augen. Die vierspännige Berline folgte rasch, die belebenden Töne des Posthorns schallten durch die stille Abendluft von fern her, das war das einzige Wirkliche, welches von der plötzlichen Erscheinung, die traumartig an ihm vorübergezogen, übrig blieb, als Egon, noch in Gedanken versunken, regungslos an die Stelle gefesselt stand. Dann bestieg er sein bescheidenes Fuhrwerk, welches ihm nie so anspruchslos erschienen, als seit so eben Max' glänzende Equipagen an ihm vorübergerollt waren. Er konnte

sich einer aufsteigenden, wenn auch gleich bezwungenen Regung von Bitterkeit nicht erwehren. Jetzt erst, als die Dämmerung die äußern Gegenstände völlig einhüllte, und die wiegende Bewegung, sowie die Unthätigkeit des Fahrens unwillkürlich zur wahren Träumerei leitete, konnte Egon sich Rechenschaft geben von dem Totaleindrucke, den Elisabeth ihm gemacht. Es war ihm, als sei sie anders geworden, das strahlende, glückliche Wesen erschien ihm so verändert, schön immer noch, schöner vielleicht als damals, doch bleicher, mit dem Zug des Denkens, und einem gewissen Etwas, welches Leiden aussprach. Aber vielleicht war es Täuschung, Ermüdung von der Reise. Mit diesen Gedanken beschäftigt kehrte er heim, suchte Marie die gehabte Begegnung mitzutheilen und sich mit ihr auszusprechen. Doch nach einer hastigen Begrüßung eilte sie fort in die Kinderstube, um die Kleinen zur Ruhe zu bringen, welche Operation sie während einer Stunde so absorbirte, daß sie erst zum Thee wieder erschien, wo die Ankunft des gräflich Hohenastenberg'schen Paares den oft spärlichen Unterhaltungsstoff der Beiden für diesen Abend unerschöpflich machte. Nur that es Egon weh, zu bemerken, wie seine Frau mit unverkennbarer Scheu und Mißtrauen der Bekanntschaft ihrer eleganten Cousine entgegensah, mit dem Instinct, womit wir „die

Fortificationslinien unseres Innern," gegen das uns Ungleiche verschließen.

Wenige Tage später, als eines Morgens Egon in seiner Schreibstube arbeitete und seine Frau in der Küche beschäftigt war, ein Himbeergelée — das durch die Frühlingsluft angeregt, eine besorgliche Neigung zum Gährungsprocesse zeigte — selbst umzukochen, da sie behauptete, daß ihre Leute diesen feinern Anforderungen der Kochkunst nicht zu genügen vermochten, überraschte sie die Ankunft eines Besuches.

In dem eleganten offenen Wagen, der durch sein sanftes eigenthümliches ruhiges Rollen seine englische Structur verrieth, von zwei sanften Schimmeln gezogen, erkannte Egon sogleich seinen Vetter nebst Cousine, welche aus Warnitz herüberkamen, um den Verwandten den ersten Besuch abzustatten.

Egon eilte ihnen entgegen, bot Elisabeth den Arm und führte sie in das Wohnzimmer. Dort sah es sehr ungemüthlich aus. Die Kinder hatten es noch vor Kurzem als ihren Spielplatz benutzt, eine Reihe Stühle in der Mitte zeigte den Versuch, daraus eine Eisenbahn zu bauen, Spielzeug aller Art lag auf dem Boden verstreut umher, auf dem Tische lag Wäsche, an deren Ausbesserung Marie's fleißige Hände so eben noch thätig gewesen. Sie selbst war

noch nicht sichtbar. Egon blickte mit Ungeduld nach der Thür und machte Entschuldigungen über den Zustand, in welchem seine Gäste das Zimmer fanden.

„Meine Frau," sagte er zu Elisabeth gewendet, „ist eine so gute Mutter, daß ich sie nicht dahin bringen kann, das Spielzeug der Kleinen aus dem Wohnzimmer in die Kinderstube zu verbannen, sie will sie glücklich um sich sehen, daher die Unordnung, die Sie hier wahrnehmen, liebe Cousine!"

„Diese Unordnung ist mir ein lieberer Anblick, als die sorgfältigst gehaltenen Zimmer von Eltern, denen man es gleich ansieht, daß sie ihre Kinder nicht darin dulden," entgegnete Elisabeth freundlich.

Jetzt trat Marie ein. Egon stellte sie seinen Verwandten vor, man wechselte die ersten freundlichen Begrüßungen und die gebräuchlichen Banalitäten in solchen Fällen, und setzte sich dann im Kreise um den runden Tisch. Max' unerschöpflicher Redefluß half über die erste Verlegenheit hinweg, welche Marie augenscheinlich nicht bemeistern konnte. Sie wich erst, als Elisabeth mit ihrer einfachen Natürlichkeit sie auf das Thema brachte, welches dem Mutterherzen das Liebste und Nächste ist, ihre Kinder, nach denen sie sich mit Interesse erkundigte, und den Wunsch aussprach, sie zu sehen. Marie klingelte, um sie aus dem Garten holen zu

lassen. Egon hörte nur mit halbem Ohre auf die Auseinandersetzung der Gründe, welche Max bewogen, Hohenastenberg zu verlassen und den Sommer in Warnitz zuzubringen. Er konnte nicht umhin, seinen Blick auf die beiden Frauen vergleichend und beobachtend zu richten.

Der Contrast war allerdings groß. Elisabeth's elegante Morgentoilette, ihr perlgraues Seidenkleid, ächter Kaschmirshawl und langherabhängende Federn stachen sehr ab gegen Marie's Negligee. Der braune Kattunoberrock, nur durch einen Cordon um ihre ohnehin auseinander geflossene Gestalt befestigt, welches sie durch eine rasch übergeworfene, schwarze Atlasmantille zu verdecken gesucht, ihre aufgewickelten Haare mit der eleganten, rasch aufgestülpten Putzhaube darauf, bildeten ein so unvortheilhaftes Ganze, wie es den allerwenigst eitlen Mann dennoch unangenehm berühren mußte, wenn er so zum ersten Male die Auserwählte seines Herzens Menschen vorstellt, an deren günstigem Urtheile ihm gelegen ist. Dabei war ihre Haltung linkisch und gezwungen. Man merkte ihr die Unbehaglichkeit zu deutlich an, sah, wie sehr der einfachen Frau die vornehmen, eleganten Verwandten aus der Residenz mit ihrem Weltton imponirten, wie sie unruhig und préoccupirt nach der Thür blickte, durch welche die Choco-

lade ihre Erscheinung machen sollte und noch immer nicht erschien.

Zum ersten Male war Egon mit seiner Frau unzufrieden, doch war er gerecht genug, sich zu sagen, daß er kein Recht dazu habe und nichts Anderes verlangen könne; aber ein peinliches Gefühl bemächtigte sich seiner, während er zerstreut dem Vetter zuhörte.

Der Eintritt der Kinder gab endlich eine willkommne Unterbrechung. Ihr frisches Aussehen wurde auf obligate Weise bewundert, und Aehnlichkeiten mit den Eltern gefunden. Die Chocolade erschien endlich und wurde zurückgewiesen, statt dessen erhielten die Kinder ihren Antheil an Backwerk von der neuen Tante, welches sie bewog, die Finger, die sie bisher im Munde mit großem Wohlgeschmack gekostet, mit Kuchen zu vertauschen. Elisabeth lud sie ein, ihren kleinen Sohn und Tochter in Warnitz zu besuchen. Max sprach von der Hoffnung, die ganze Familie bald dort für einen ganzen Tag zu sehen. So ging der erste Besuch vorüber, man trennte sich mit dem gegenseitigen Versprechen, einander recht oft zu besuchen, und Marie athmete frei wieder auf, als die raschen Schimmel den leichten, eleganten Wagen im Fluge davon trugen.

„Das wäre glücklich überstanden," sagte sie zu

ihrem Mann, der in Gedanken versunken der Staubwolke nachsah, „aber ich fürchte mich vor dem Diner, womit Graf Astenberg zu drohen schien!“

„Wie thöricht, wie kindisch,“ rief Egon. „Ich begreife nicht, wie Du so verlegen sein konntest, mit so nahen Verwandten Deines Mannes, zumal da Elisabeth so freundlich und natürlich Dir entgegen kam. Aber um eins muß ich Dich bitten, mache jetzt etwas bessere Toilette. Wenn man Besuche erwartet, muß man sich doch standesgemäß kleiden.“

„Was kann ich dafür,“ entgegnete Marie gereizt, „wenn die vornehmen Leute aus der Residenz ihre Stunden hier zu Lande einführen wollen, Morgens unerwartet kommen, statt Nachmittags, wie es hier Sitte ist, uns in den Geschäften stören und die Arbeiten zu unterbrechen nöthigen; dann sieht man eben, daß sie müßig sind und sich um nichts kümmern, als um ihr Vergnügen.“

„Du weißt aber, liebe Marie, daß ich Dich schon oft bat, mir zu Gefallen, Dich geschmackvoller zu kleiden. Eine Frau muß vom frühen Morgen an sorgfältig und zierlich, wenn auch einfach angezogen sein, wenn sie ihrem Manne gefallen will.“

„Wirklich! nun das ist doch das erste Mal, daß Du mich zur Gefallsucht und Coketterie im An-

zuge ermahnst. Das verdanke ich Deiner schönen, weltlichen, frivolen Cousine. Wollte Gott, sie wäre in Hohenastenberg geblieben!“

„Du bist ungerecht, Marie. Elisabeth ist weder frivol, noch weltlich, sie ist eine vornehme, reiche Frau, die sich ihren Verhältnissen gemäß kleidet und beträgt. Ich will von meiner Frau nicht Aehnliches verlangen, aber die Wahrheit liegt in der Mitte, weder putzen, noch vernachlässigen soll sie sich. Uebrigens verlange ich überhaupt nichts, ich bitte Dich nur, mir eine Freude zu machen.“

Das frühe Mittagsmahl des Ehepaares wurde angesagt und machte der unerquicklichen Erörterung ein Ende. Die Kinder nahmen bald die Mutter wieder ganz in Anspruch. Ein peinlicher Eindruck blieb von dem ersten Besuche der Hohenastenberger in Buchenwalde zurück. So grundprosaisch gestaltete sich das erste Wiedersehen Egon's mit Elisabeth, seiner Jugendliebe, welches seine lebhafte Phantasie sich so ergreifend, so ganz anders ausgemalt hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Mittagsessen auf dem Lande.

Gräfin Astenberg wünschte ihre Verwandten zuerst allein in Warnitz zu sehen, um mit Marie näher bekannt zu werden. Allein davon wollte Max nichts hören. Besuche waren mit den Nachbarn gewechselt worden, und nun bestand er darauf, sie alle in pleno zu einem lucullischen Diner zu laden.

Er freute sich darauf, ihren an die Einfachheit des Landlebens gewöhnten Augen durch seine glanzvolle Einrichtung zu imponiren, Sensation zu machen, von sich reden zu lassen. Wie alle die Menschen, die nicht das Gefühl ihrer bedeutenden Eigenschaften in sich tragen, suchte er den Beifall Anderer, um sich vor sich selbst zu heben. Es ergingen also Einladungen an die Gutsnachbarn. Austern, Hummern, Straßburger Leberpasteten und Fasanen wurden verschrieben. Der zum Besuche in Warnitz

anwesende Kammerherr von Essenheim, der dort Brunnen trinken wollte, um seine von den Diners und Soupers der Stadt angegriffenen Verdauungsorgane wieder zu curiren, hatte wenig Aussicht auf die Möglichkeit, seinen Zweck zu erreichen. Zur bestimmten Stunde rollte ein Wagen nach dem andern die hohe aristokratische Pappelallée entlang, in das Thor und über die Brücke von Warnitz, in dessen geräumigen Hof. Auf dem Perron standen galonirte Diener in seidenen Strümpfen und weißen Handschuhen, führten die Anlangenden in die verschiedenen Ankleidezimmer, wo die Damen ihre Hauben aus den mitgebrachten Schachteln nahmen, um die von der Fahrt im Winde zerstörten Frisuren so gut als möglich herzustellen.

Dann traten sie in den Salon, wo sie auf's Freundlichste von Elisabeth begrüßt wurden. Man nahm die Plätze auf dem Kanapee und in dem großen Kreise ein, in dessen Mitte ein Tisch mit einem leichten Frühstück stand. Die Damen hatten sich bald an der einen Seite zusammengefunden, während die Herren die andere einnahmen. Begrüßungen wurden gewechselt, die Ankunft neuer Gäste unterbrach jeden Augenblick die begonnene Conversation, bis endlich Alle versammelt und Gräfin Astenberg ihre Liebenswürdigkeit als Wirthin in

dem schwierigsten Augenblicke derselben, bei der Session vor dem Diner entfalten konnte. Nicht umsonst war ihr der Ruf einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit vorangegangen. Ihre einnehmende, aus einem wohlwollenden Herzen kommende Freundlichkeit gewann unwiderstehlich. Dabei besaß sie die seltene Eigenschaft durchaus objectiv zu sein. Ihr Scharfblick oder ein Wort verrieth ihr das Lieblingsthema, das Hauptinteresse Desjenigen, mit welchem sie sprach. Auf dieses leitete sie dann sogleich die Unterhaltung. Wenn der Angeredete, von seinem Gegenstande hingerissen, belebt sprach, so wußte sie zu schweigen und voll Antheil zuzuhören. Die meisten geistreichen Frauen erlangen diesen Ruf nicht durch das, was sie sagen, sondern durch das seltene, selbstverleugnende Talent des Anhörens. Mit Frau von Rathenau redete sie von Armenschulen und Missionsvereinen, deren Gatten fragte sie nach seiner Familiengeschichte und lobte das alterthümliche Gebäude, welches er bewohnte. Mit Graf Seestädt sprach sie Politik, kurz, für Jeden hatte sie ein passendes Wort und Alle waren bezaubert.

Man bewunderte die prachtvolle, neue Einrichtung der Zimmer; der Salon war weiß und golden decorirt, die Vorhänge, Portièren und Möbeln von

rothem Seidendamaste, so schwer, daß seine Falten sich kaum biegen ließen. Auf spiegelglatten Parketts schritt man dahin in das Cabinet der Gräfin, welches, weniger glänzend ausgestattet, sich durch einen Zauber der Poesie und des Geschmackes auszeichnete, welcher der Ausdruck ihres Geistes war.

Hellblaue Chaiselongue und Lehnstühle, ein Kamin, ein Schreibtisch, von einer Laube aus Palmen und tropischen Gewächsen, in mannichfaltigen Gruppen vertheilt, überhangen, schöne Landschaften in massiven Goldrahmen, Albums und Bücher auf Tischen und Pulten, das süße Aroma von Frühlingsblumen machte diesen Raum zu einem so anziehenden Aufenthalte, daß Alle, welche ihn betraten, in Ausrufungen des Entzückens ausbrachen. Das erfüllte Max mit stolzem Behagen und er suchte es zu steigern, indem er die Gäste auf ein ziemlich großes Bild von Hohenastenberg aufmerksam machte.

„Dieses,“ sagte er, „ist das Werk meiner Frau, und ebenso wohlgelungen in landschaftlicher Beziehung, als ähnlich. Sie liebt Hohenastenberg so sehr, daß sie es in ihrem Cabinet haben will, wenn sie es nicht bewohnt.“

„Das große Oelbild ist wirklich von Ihrer Frau Gemahlin?“ rief Herr von Rathenau erstaunt, dem besonders die Größe des Werkes imponirte.

„Das ist ja, als ob es der erste Maler verfertigt hätte.“

Egon trat rasch heran und sein Blick haftete mit ebenso peinlichem als regem Interesse an dem Gegenstande des Bildes. Es war gerade von dem Platze aus aufgenommen, von wo aus er einst an dem schwersten Tage seines Lebens Abschied für immer von dem Schlosse und den liebsten Hoffnungen seines Lebens zugleich genommen. Wieder lag es vor ihm, das altersgraue Schloß mit seinen Epheuthürmen, als Hintergrund die blauen Berge und die tannenbewachsenen Abhänge derselben, das grüne Wiesenthal mit dem Bache in der herbstlich röthlichen Abendbeleuchtung, so treu durch Elisabeth's Pinsel auf die Leinwand gezaubert. Sie bemerkte sogleich mit dem feinen weiblichen Zartgefühl, welchen Eindruck die Betrachtung Hohenastenberg's auf Egon machen mußte und näherte sich ihm, indem sie sagte:

„Sie finden es getreu aufgenommen, nicht wahr? Aber ganz so ist es nicht mehr, ich malte es, so wie ich es am schönsten fand, ehe die Veränderungen, die mein Mann dort vornahm, es diesem Bilde unähnlich machten.“

„Wie so, was hat er daran verändert?“

„Max liebt das Alte, Verfallene nicht; er hat

die Mauern mit einem frischen Kalkbewurf versehen und die Thürme mit Ziegeln decken lassen."

„Unmöglich!" rief Egon, „wie konnte er so den Charakter des Ganzen mit modernem Flickwerk entstellen!"

„Er zieht nun einmal das Neue vor."

„Aber Sie, Gräfin — Cousine, warum gaben Sie es zu? Ihr Malerauge mußte dieses Mißverhältniß am meisten stören!"

„Sie fragen, und Sie sind ein Mann! Wann ließe je ein Mann sich durch seine Frau in seinen Plänen und Verbesserungen influenziren?" entgegnete Elisabeth halb scherzend, doch nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit.

Das Mittagsmahl wurde angesagt und Graf Astenberg führte die alte Frau von Rathenau zu Tische. Graf Seestädt bot Gräfin Astenberg den Arm.

So zahlreich die Entrees, Entremets, Braten, Aspics, Soufflés, Pasteten, Ananas-Gelées in Zuckerkörben und farbigen Eisgebilden einander folgten, so rasch servirten die lautlos einhereilenden, zahlreichen Diener das reiche Mahl. Die feinen und feurigen Weine, welche jeden Speisenwechsel begleiteten, belebten die Lebensgeister der an solche Genüsse nicht gewöhnten Gäste. Sie wurden lauter,

die Scherze gewannen an Heiterkeit, wenn auch nicht an Geist oder Feinheit. Max hatte die Genugthuung, das Staunen seiner Gäste wahrzunehmen, und den Kammerherrn von Essenheim versichern zu hören: „Ein Diner à la diplomate hier auf dem Lande! — über alles Lob erhaben, meine liebe Nichte — aber meine Brunnencur ist in ihrem Erfolg vernichtet!"

Nach eingenommenem Kaffee erging sich die Gesellschaft im Garten, um die Treibhäuser zu bewundern, die im vollen Glanze der Camelien, Azaleen und Hyacinthen dufteten. Dann begaben sich die Damen in den Salon und die Herren in Max' Gemächer, um ihre politischen Meinungen bei dem blauen Duft der Cigarren auszutauschen.

Auf allgemeines Bitten setzte sich Gräfin Astenberg an das Piano. Bald erscholl ihre selten schöne, volle Stimme; sie lockte Egon und einige Musikfreunde in den Kreis der Damen zurück. Es war ein reizendes Bild, wie sie dasaß, dicht neben ihr ihre beiden frischen Kinder, die der geliebten, jungen Mutter zuhörten, nachdem die Töne auch sie herbeigezogen.

Als Egon ihr gegenüberstand, begann sie plötzlich das Lied von Schubert, welches sonst in längst verflossenen Zeiten sein Lieblingslied gewesen: „Der

Wanderer.“ Die ernste, sehnsüchtig bange Melodie des Liedes vibrirte in seiner Seele, als sie dasselbe jetzt ganz anders wie damals sang; es waren dieselben Töne, aber wie verändert der Ausdruck. damals sang sie es wie etwas ihr Fremdes — jetzt mit dem tiefen Verständniß der eignen Empfindung.

Egon fühlte eine seltsame Bewegung. Die Musik trug ihn zurück in jene Zeiten, wo er der Geliebten so sehnsüchtig glühend zugehört — er schloß die Augen. Alles was dazwischen lag, schien ihm plötzlich wie ein wesenloser Traum, das alte Gefühl fing an sich mächtig zu regen, sein Herz schlug hörbar.

Geht es uns nicht oft so — Gedanken und Gefühle, die wir längst todt geglaubt, die so tief unten im Herzen unter ganz neuen Seelenstraten begraben lagen, regen sich plötzlich — wir empfinden mit Entsetzen, daß sie nur scheintodt waren — und um so mächtiger wachen sie wieder auf, je gewaltsamer wir sie ersticken mußten. Starben sie eines natürlichen Todes durch Zeit und Vernunft, so entschlummern sie leichter wieder unter dem Gebot der Willenskraft.

Das Lied verklang.

„Erinnern Sie sich noch des Wanderers von Schubert?“ fragte Elisabeth leise ihren Vetter, der

über ihren Stuhl gelehnt stand — „es war einst Ihr Lieblingslied.“

„Wie lieb von Ihnen, daß Sie sich dessen noch entsinnen,“ entgegnete er ebenso, „aber Sie singen es so ganz anders, so viel ergreifender, schöner als damals.“

„Das kommt daher, weil ich jetzt weiß, wie es dem Wanderer in der Fremde zu Muthe ist — damals war ich so jung, glücklich, sorglos ...“

Die Bitten um ein anderes Lied unterbrachen Gräfin Astenberg, doch sie bat die Damen, sie zu entschuldigen, da sie ermüdet sei.

Der Thee wurde gebracht. Nach einer Stunde hatte die zahlreiche Gesellschaft Warnitz verlassen; der letzte Wagen rollte über die Brücke und das Diner gab den Stoff zu den verschiedenartigsten Auffassungen der heimfahrenden Gäste.

Die Meisten zuckten die Achseln, urtheilten bitter über ihres Wirthes Ostentation und übertriebenen Luxus.

„Nun,“ sagte Graf Seestädt zu seiner, in ihrer gewohnten, theilnahmlosen Weise ihm beipflichtenden Gattin, „obgleich Graf Astenberg 20,000 Thaler Einkommen haben soll, so kann er bald damit fertig werden, wenn er so fort wirthschaftet. Ein eingerichtetes Haus in der Residenz, in Hohenastenberg ein zweites, und Warnitz haben wir heute gesehen. Er

ist ein recht eingebildeter Glückspilz, der seine eigne Nullität unter seinem Golde verbirgt."

Dabei dachte Graf Seestädt bei sich an seine geistige Ueberlegenheit. In diesem angenehmen Bewußtsein überwand er den Anflug von Neid, womit er den neuen Ankömmling und seine Lebenslage betrachtete.

Frau von Rathenau bemerkte seufzend zu ihrem Gatten: „Wie schwer ist es doch, daß die Reichen in's Himmelreich kommen!"

Ihre Töchter, rosige, frische Landkinder, schwärmten für die schöne, liebenswürdige Gräfin Astenberg, wurden aber von der Mutter belehrt, daß sie ein rechtes Weltkind zu sein scheine.

Egon fuhr heim in einem sonderbaren Seelenzustande. Zum ersten Male seit Jahren hatte sein entzücktes Ohr wieder Musik gehört, wieder einen Anklang an die Zeit empfunden, wo alles Schöne, Geistige und Beglückende für ihn in Elisabeth's Nähe concentrirt schien. Es war ihm, als hätte er einen Gruß aus dem Vaterlande seines Herzens empfangen und fühlte erst jetzt recht, daß er lange daraus in die Fremde verbannt gewesen. Er war glücklich, neubelebt; voll Freude gedachte er an das Versprechen, welches Elisabeth Marie abgenommen, in den nächsten Tagen mit den Kindern nach War-

nitz zu kommen, damit die Verwandten einander näher kommen möchten. Das hatte ihr Mutterherz gewonnen; auch sie schien gern der Einladung Folge zu leisten. Egon sah einer frohen, schönen Zeit entgegen, die für Beide im nähern Verkehr mit seinem Vetter und seiner Cousine aufgehen sollte.

Lange lag er wach und die Bilder des Tages zogen vor ihm vorüber. Elisabeth war der Magnet, um den sich bald alle seine Gedanken sammelten. „Ob sie glücklich mit ihm ist?“ dachte er; nun combinirte er so manche Bemerkung und unbewachte Aeußerung seiner Cousine und Zweifel stiegen in ihm auf. „Wie sang sie den Wanderer! — sagte sie nicht: „„Jetzt weiß ich, wie es einem solchen zu Muthe ist““ — was wollte sie damit andeuten? Sie wußte noch, daß es einst mein Lieblingslied war; ob sie wohl eine Ahnung hatte, wie ich einst für sie“ .... Egon erlaubte es sich nicht, den Gedanken auszudenken; er versuchte vergeblich ihn zu verbannen; eine schlaflose, unruhige Nacht folgte dem Diner von Warnitz.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gesellige Freuden auf dem Lande und Egon's Gastfreiheit.

Die Gutsnachbarn fühlten sich bewogen, Graf Astenberg's Gastfreundschaft zu erwidern. Graf Seestädt gab ein großes Diner, welches den Anfang einer Ronde von Festen machte, die sich mit geringer Abwechselung auf allen Gütern wiederholten. Man sah dieselben Gesichter, aß fast dieselben Speisen und auch die Unterhaltungen hatten eine Familien-Aehnlichkeit. Politik schien die ausschließliche Ideenspeise der Herren zu sein, und die Abweichungen ihrer Ansichten der unerschöpfliche Stoff zu Discussionen. Graf Seestädt tadelte Alles, was von oben herab geschah oder nicht geschah. Herr von Rathenau hatte einen tiefen Respect vor der Obrigkeit und den Fürsten von Gottes Gnaden. Es schnitt ihm durch das loyale Herz, wenn die Regierung nicht mit gebührender Ehrfurcht beurtheilt ward. Egon Astenberg war ebenfalls seiner Ansicht, aber Graf Astenberg that

sich etwas auf liberale, aufgeklärte Gesinnungen zu gute.

Indessen suchte Graf Seestädt, soweit irgend möglich, bei seinem Feste dem Diner von Warnitz nicht nachzustehen. Die Köchin mußte sieden, braten und nach dem Kochbuche bisher unerhörte Productionen ihrer Kunst confectionniren, damit die Zahl der Gänge denen von Warnitz nichts nachgab; die Zahl der Weine mußte ebenfalls genau dieselbe sein. Der Kutscher, der Stallknecht, ja selbst der alte Förster wurden in Livreen gesteckt, um eine imposante Valetaille zu improvisiren.

Endlos war das Mahl. Man saß drei lange Stunden bei Tische, bis die unbeholfene Dienerschaft die Phalanx von Mayonnaisen, Aspics, Pasteten, Geléen um die lange Tafel in sonderbarer Reihenfolge angebracht hatten. Mancher heimliche Fluß von Bratensauce oder Crème zerstörte mit großen Flecken die schönen Kleider der geladenen Damen. Graf Seestädt's Auge war überall, um Bévues zu verhindern oder zu vertuschen, aber vergeblich; er hatte zwar die Genugthuung, quantitativ seinen Gästen dasselbe zu bieten, wie sein beneideter Nachbar, jedoch qualitativ war weder die Eleganz, die Leichtigkeit, noch die Trefflichkeit der in der Residenz wohl geschulten Einrichtung des Warnitzer Hauses zu erreichen.

„Das nennen nun diese Leute ein Vergnügen!“ seufzte der Baron von Essenheim, als man endlich Seehausen verlassen und sich auf dem Heimwege befand. „Ich bedaure Dich, liebe Else, diese Geselligkeit oft genießen zu müssen — und welche Kochkunst — haben Sie wohl die Mayonnaise gekostet, Max? Es war Mohnöl, ranziges Mohnöl darin — und das Sauté von Reh -- haut goût — der Puterbraten war gut — mais, où les truffes? Nein, liebe Nichte, dispensire mich künftig von diesen ländlichen Freuden.“

„Ich kann Ihnen nicht helfen,“ lieber Onkel, „Sie müssen doch in nächster Woche uns nach Buchenwalde begleiten. Damit wird aber für's Erste hoffentlich die Reihe der Feste geschlossen sein, die unsere Ankunft hier provocirt hat. Uebrigens kann ich Sie beruhigen, Marie Astenberg soll eine treffliche Hausfrau sein, die Kochkunst meisterhaft verstehen; da werden Sie und Ihre feine Zunge nichts riskiren.“

„Amen!“ sagte der Kammerherr, indem er ganz erschöpft von der erlittenen Unbill sich in dem Wagen zurücklehnte, der die Gesellschaft durch die im Abendthau duftenden, grünen Saaten trug.

Elisabeth sog das frische Aroma ein und ließ sich in angenehme Träume einwiegen; sie war so

heiter, so froh und wußte nicht warum. Es war ja Frühling in der Natur, auch in ihrem Herzen pulsirte ein neues, frisches Leben.

Der Tag kam heran, wo sich die Nachbarschaft in Buchenwalde einfinden sollte. Es war ein wonniger Maitag. Der Garten strotzte von der Fülle der blühenden Gesträuche, der Flieder duftete süß und die weißen Schneebälle überstreuten ihre grünen Zweige mit leuchtenden Blüthen.

Buchenwalde's Einfachheit contrastirte vollkommen mit der wirklichen Eleganz von Warnitz und der nachgeahmten der andern Güter.

Egon hatte darauf bestanden, daß die Ankunft seiner reichen Verwandten durchaus keine Aenderung in seiner gewohnten Weise, seine Gäste einfach und gastfrei bei sich zu empfangen, hervorbringen sollte. Dieselbe geringe Zahl der Schüsseln, ihre einfache, doch durch Marie's eigne Ueberwachung geleitete, sorgfältige und tadellose Zubereitung der schmackhaften ländlichen Speisen wurde beibehalten. Zwei Diener besorgten mit Anstand und Leichtigkeit die gewohnte Aufgabe der Bedienung.

Kein altes, prächtiges Silberzeug zeugte von einem Reichthume oder alten Wohlstande der Familie. Alles war einfach, reinlich und gemüthlich. Stets mehr sein, als scheinen, das war Egon's Wahl-

spruch für's Leben. „Ich bin nicht reich, warum also es zu scheinen suchen, und mit meiner Bewirthung über meine Verhältnisse hinausgehen," sagte er; „nur, wer mit dem, was ich zu bieten habe, zufrieden, ist mir von Herzen willkommen, wer mehr verlangt, dessen Bekanntschaft entsage ich gern." Und willkommen waren seine Gäste dem Herrn von Buchenwalde, er war so glücklich und froh, sie bei sich zu sehen, so wenig durch sie aus seiner gewohnten Lebensweise durch lästige Vorbereitungen gestört, daß er sich dem Genusse der Gastfreiheit ganz und ohne Rückhalt hingeben konnte.

Auch Marie zeigte sich am günstigsten als Hausfrau in den gewohnten, lieben Umgebungen. Ihre rosigen, frohen Kinder wurden zur Genüge bewundert, verhätschelt, und ein allgemeines Behagen verbreitete sich vom Hausherrn auf die Gäste. In Buchenwalde gab es keinen steifen Kreis, man setzte sich in Gruppen, oder spazierte im Garten, dem frühlingsgrünen Wäldchen, und nahm den Kaffee unter den hohen, schattigen Buchen ein, die ihr zartgrünes Laubdach über Egon's Lieblingsplatz ausspannten. Zahllose Singvögel gaben ihr heiteres Chor als Nachmittagsmusik, sogar einige Nachtigallen, welche gern die feuchte Niederung bewohnten, ließen aus der Ferne ihre langgehaltenen Flöten-

töne vernehmen. Die Aussicht, welche man von diesem Platze aus genoß, war begrenzt, eine frischgrüne Wiese, von einem Bache durchzogen, der geschäftig über Kiesel zwischen dem Grase dahin murmelte, und ringsumher eingeschlossen von üppig grünem Laubholze, dessen frische Tinten mit dem Schwarzgrün der Tannen und dem Silbergrau der Weiden abwechselten. Hier hatte Egon manche Stunde der Sammlung gewidmet, in frühern Jahren manchen innern Sturm durch Willenskraft und Reflexion bewältigt, sein strebendes, glücksbedürftiges Herz in die engen Grenzen der ihm vom Schicksal gewährten Realitäten sich beschränken gelehrt. In dieser Waldwiese erhielt man Eindrücke der Ruhe, des Friedens. Nicht immer wirkt die Natur so auf das Gemüth. Es giebt Naturscenen, die eher aufregen oder beklemmen. Kahle, starre Felsen, Granitblöcke, das Product großer Naturrevolutionen, oder über entgegenstehendes Gestein rastlos dahinschäumende Gießbäche wecken analoge Empfindungen im Menschen. In einer einfachen Wiese, von Wald umschlossen, durch dichte Laubwände vor der Außenwelt und ihren Stürmen geschützt, entwickelt sich die Vegetation in üppigem Behagen. Wir fühlen uns in solcher Umgebung nicht entzückt, angeregt, gehoben, aber beruhigt, all-

mählich theilt sich die Stimmung der Natur der Seele mit.

Diesen Einfluß empfanden Egon's Gäste beim Betreten seines Lieblingsplatzes.

„Wie schön und friedlich ist es hier," begann Elisabeth, indem sie sich niederließ, und die Augen auf dem saftigen Grün der Wiesen ausruhten. „Gewiß bringen Sie hier manchen Nachmittag zu."

„Mein Mann zieht diesen Platz allen andern vor," entgegnete Marie, „er sitzt oft Stunden lang lesend oder träumend hier, mir ist er zu weit vom Hause, ich komme nur selten her."

„Ein charmantes Gut, das Buchenwalde!" rief der Kammerherr von Essenheim entzückt, indem er mit Behagen den aromatischen Mocca schlürfte, den Marie ihm credenzte.

Diese hatte bedeutende Fortschritte in seiner Hochachtung gemacht, durch die tadellos gebratenen Kapaunen, die Schlagsahne mit Erdbeeren „über alles Lob erhaben," womit sie ihn regalirt hatte. Von nun an pflegte er stets zu sagen: „Frau von Astenberg ist eine sehr ausgezeichnete Frau, und wie ißt man in Buchenwalde!"

Durchdrungen von diesem Höhepunkte eines häuslichen Glückes, den er hier entdeckt, machte sich sein Enthusiasmus in Ausrufungen Luft.

„Ein höchst genußreicher Tag, den Sie uns erlauben, hier zu verleben," fuhr er fort, „Buchenwalde ist ein sehr reizender Aufenthalt. Ja, wahrlich, Herr von Astenberg ist beneidenswerth — er besitzt ein schönes Gut, blühende Kinder, einen befriedigenden Wirkungskreis und vor Allem eine Frau über alles Lob erhaben — er ist ein glücklicher Mann!"

„Ein glücklicher Mann!" entgegnete Graf Seestädt, der den Widerspruch liebte, „das ist viel gesagt. Ich behaupte, es giebt keinen glücklichen Menschen auf der ganzen Welt. Das Glück ist auch eine der Chimären, die wir aus den Ammenmärchen der Kinderzeit mit in's wirkliche Leben herüberbringen, eben auch so ein vager Begriff, den ein Jeder sich auf seine Weise formulirt, ohne sich eine klare Definition seiner Bedeutung zu geben. Glück? was ist denn Glück, Herr Kammerherr?"

Der Angeredete sah den Frager befremdet an und erwiderte: „Ja nun, das ist doch bekannt genug. Eine gute Gesundheit, sorgenfreie Existenz, eine comfortable Häuslichkeit, gute Ménage und . . ."

„Und gute Köchin," unterbrach ihn Graf Seestädt lachend, „ja, das ist Ihr Begriff von Glück, aber nun der Ihrige, Frau von Astenberg?"

Marie erröthete vor Verlegenheit und entgegnete zögernd:

„Nun, ich denke, das Bewußtsein, seine Pflichten treu zu erfüllen.“

„Weiter,“ rief Graf Seestädt, „was sagen Sie, Egon?“

„Meiner Ansicht nach besteht das Glück in einem Wirkungskreise, der allen unsern Fähigkeiten eine erfolgreiche Thätigkeit und Fortentwickelung gewährt, und unserer Individualität analog ist.“

„Nun, Gräfin,“ fuhr Seestädt fort, zu Elisabeth gewendet, die dem Gespräche mit Interesse gefolgt war. „Sie sind uns noch Ihre Ansicht schuldig. Was halten Sie für das größte Glück?“

„Die meinige ist die aller Frauen, glaube ich,“ entgegnete sie.

„Und welche?“

„Sie wissen sehr wohl, Graf Seestädt, daß, so wie es für die Männer, wie wir so eben gehört haben, verschiedene Seiten und Auffassungen des Glückes giebt, für eine echte Frau nur ein Ideal desselben — oder vielmehr ein Originalglück existirt; alles andere sind nur blasse Copien, oder ungenügende Surrogate dafür. Dieses einzige Glücksideal der Frau ist das Aufgehen in einem ihr gleichfühlenden und denkenden andern Ich ....“

Elisabeth fühlte Egon's Blick, der wie ein Blitzstrahl sie traf, als suche er in den Tiefen ihrer Seele zu lesen, ob sie dieses Glücksideal in ihrem Gatten gefunden. Eine höhere Röthe stieg bis zu ihrer Stirn.

Graf Seestädt erwiderte: „Bravo, Gräfin, Ihre Definition ist echt weiblich, nur erlauben Sie mir, Ihnen sämmtlich zu antworten, daß alle jene verschiedenen Auffassungen desselben Begriffs durch Ihre respectiven Individualitäten ein neues Argument für mein Axiom sind: es giebt kein positives Glück. Alle jene angeführten Zustände sind nur relative; aber gesetzt, ein Jeder erreichte das von ihm erkannte Glücksideal, so würde er nach kurzem Genuß empfinden, daß es ihn nicht befriedigt. Der Mensch ist ebensowohl wie alle Organismen dieses Planeten seinem Naturgesetze unterworfen und dieses Gesetz heißt Wandlung, Fortentwicklung, Werden. Haben wir Alles erreicht, so streben wir nicht mehr. Ein ruhiges Glück können wir nicht ertragen, es würde dann Stagnation unserer edelsten Kräfte eintreten, kein Fortschritt mehr möglich sein. Daher beschränkt sich das Glück auf Momente. Die einzig wahre Lebensphilosophie ist keines zu erwarten und mehr zu wollen, sondern auf der kühlen Alp der Erkenntniß zu stehen, und von einer

andern Daseinsform vielleicht das zu hoffen, was hienieden mit dem Zweck unseres Lebens unvereinbar ist."

„Diese Alp der Erkenntniß ist mir zu hoch und kühl, um mich in ihre Region zu erheben," sagte Elisabeth lächelnd. „Lieber sonne ich mich im farbigen, warmen Thale der Täuschungen, wenn es eine ist, daß das Glück eine Möglichkeit bleibt."

„In dieser klaren und reinen Alpenregion wächst aber manche schöne Blume," entgegnete Graf Seestädt; „denken Sie an die Alpenrose und das duftende Alpenveilchen, auch hat sie das für sich, daß die Gewitter des Lebens unter ihr hinziehen, ohne sie zu berühren."

„Lieber in Donner und Blitz ausharren, als im Schnee erstarren!"

„So redet die Jugend! Glauben Sie mir, Gräfin, vielleicht kommen noch Zeiten für Sie, wo Sie meinen Standpunkt begreifen und — beneiden!"

Die ernste Richtung, welche das Gespräch genommen, verbreitete eine ernste Stimmung in der Gesellschaft. Nur Max Astenberg und der Kammerherr plauderten harmlos mit Marie fort, während die Andern in Nachsinnen versanken.

Es bedarf oft nur eines Wortes, welches unbedacht hingeworfen, wie ein Funken zündet und zu

langen Gedankenreihen anregt, Material für den Geist liefert. Solche Unterhaltungen wirken dann oft noch lange fort, indem sie uns zum Nachdenken treiben.

Ein weiterer Spaziergang beschloß die einfachen Freuden der ländlichen Zusammenkunft. Befriedigt kehrten die Gäste heim. Der Kammerherr war ungewöhnlich gesprächig und unerschöpflich im Lobe seiner Wirthe von Buchenwalde.

Elisabeth hörte ihm schweigend zu. Ihre Gedanken schweiften unaufhaltsam zurück zu dem Gehörten. Graf Seestädt's Lebensphilosophie erschien ihr so trostlos, öde, kalt und starr, — sie wollte und konnte ihm noch nicht Recht geben, und doch fühlte sie,. daß — sie nicht glücklich war.

Auch Egon wanderte noch spät Abends in seinem Garten. Milliarden Sterne funkelten am wolkenlosen Blau des Nachthimmels, laue, blüthenschwangere Lüfte umfächelten seine Stirn. Zahllose Insecten erfreuten sich im vollsten Behagen ihres einmaligen Daseins. Und er, ein König der Schöpfung, ging fühllos in der Frühlingswonne umher. Er dachte an Essenheim's Wort: „Wahrlich, Herr von Astenberg ist ein glücklicher Mann!“ Sein Verstand sagte ihm, daß der Kammerherr Recht hatte; aber das Herz strafte ihn Lügen. Die allge-

meine Wonne des Naturlebens stimmte ihn traurig, eine maßlose, unbestimmte Sehnsucht quälte ihn, kaum wagte er sich Rechenschaft darüber zu geben. aber nie hatte er es so deutlich, unabweisbar empfunden, daß er nicht glücklich war. Um seiner Unruhe zu entfliehen, eilte er in das Wohnzimmer zu Marie. Die Kinder waren schon zur Ruhe, die sorgsame Hausfrau soeben beschäftigt, die gebrauchten Geräthe wieder an Ort und Stelle zu setzen. Er griff zu einem Buche, was ungelesen vor ihm liegen blieb. Endlich warf er sich auf sein Lager, um vom Glücke zu träumen! Doch sonderbar, es trug nicht das Gepräge seiner eignen Definition, sondern Elisabeth's Glücks-Ideal stand vor seiner Seele in strahlender, unerreichbarer Gestalt. Es trug ihre Züge, aber fern stand sie da auf einer Alp; aus dem Schnee zu ihren Füßen blühten purpurrothe Alpenrosen und violette Veilchen empor, mühsam erklomm er Klippen und Felsen ihr nach, aber ferner verschwand die Gestalt in rosigem Nebel; er stand an einem Abgrund, ein brausender Katarakt tobte in seiner Tiefe, schon glitt sein Fuß, er stürzte hinab.....

Da erwachte er und die helle Morgensonne strahlte belebend in sein Fenster.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die mächtigste Versuchung.

Es ist eine bekannte Regel, daß entstehenden Leidenschaften wie Krankheiten bei ihren ersten Symptomen sogleich mit Energie entgegengewirkt werden muß, wenn sie nicht unheilbar oder gefährlich und endlose Qualen bringend werden sollen. Welches ist aber das wirksamste Mittel gegen eine Leidenschaft, wie diejenige, deren Keime wir in den letzten Schilderungen sich entwickeln sahen? Es giebt nur ein untrügliches: Trennung, Entfernung von dem Gegenstande, der nun einmal mit der geheimnißvoll magnetischen Kraft die andere Seele so übermächtig anzieht, daß bald ihr ganzes Wesen in dem andern Ich aufgeht. Ist aber keine Entfernung für den Augenblick möglich, was bleibt dann übrig, um dem Zauber zu widerstehen? — Dann sei Euch Gott gnädig! Dann behüte Euch der Schutzengel, der unsichtbar dasteht, wenn das Feuer des irdischen

Versuchungskampfes zu heiß wird und das schwache Menschenherz wankt.

Es verging keine Woche, in welcher nicht Egon mehrere Mal mit Gräfin Astenberg zusammentraf. Bald sahen sie sich am dritten Orte, oder Elisabeth brachte einen Tag in Buchenwalde zu, während Max Geschäftstouren machte; er lud den Vetter ein, meistens allein nach Warnitz herüber zu kommen. Bald hatte er einen Rath zu holen, dann war es eine Jagd auf Becassinen, die sie zusammen machen sollten; kurz Max konnte nicht ohne den Vetter sein, da er, der Geselligkeit bedürfend, sich sonst zu isolirt in Warnitz fühlte und mit den andern Gutsnachbarn weniger übereinstimmte. Es war eine schöne, schöne Zeit, dieses fast tägliche Zusammentreffen mit Elisabeth; jene nebelhaft unklare Wonnezeit des Frühlings einer Liebe, die sich selbst noch nicht ahnt, sondern nur den belebenden, beglückenden Einfluß der erhöhten Seelenthätigkeit empfindet; ein Gefühl der Seligkeit, was man sich selbst nicht klar macht. Das Leben scheint so tausendfarbig schön und frisch — man lebt mit solcher Intensität, alle Beschäftigungen gewinnen neuen Reiz. Alles bezieht sich auf die Seele, die uns versteht, die wir nun gefunden, welche mit solcher Theilnahme Alles betrachtet, was wir thun, sagen, denken, fühlen, ja selbst die leb-

losen Gegenstände, die uns umgeben, mit einer Art von Andacht anschaut, weil sie in einer gewissen Beziehung zu uns stehen. Diese geheimnißvolle Verehrung, dieser mystische Nymbus, womit das geliebte Wesen sich plötzlich umgeben sieht, ist zu verführerisch für ein bisher an ganz einfach menschlich prosaischen Alltagsverkehr gewöhntes Menschenkind, als daß es nicht die mächtigste aller Versuchungen werden sollte. So erging es Elisabeth; Max hatte selbst als Bräutigam ihr nichts Aehnliches gewährt; er war eben ein ganz gewöhnlicher Mensch; seiner Natur fehlten, wie so manchem menschlichen Seeleninstrumente, zwei Seiten: Phantasie und Gemüth. Bei Elisabeth hingegen klangen diese beiden Factoren am mächtigsten, bestimmten eigentlich ihr ganzes Sein; sie waren ihr Lebens-Element. — Wurden sie nicht angeschlagen, so verkümmerte sie wie eine Pflanze im fremden Boden. Bisher hatte sie vegetirt. Plötzlich fühlte sie sich in ihr Vaterland versetzt und entfaltete die ganzen Schätze ihrer bisher unverbrauchten Liebesfähigkeit. Sowie Egon in ihrer Nähe war, belebte sie sich, wurde froher, schöner und ihr durchgeistetes Auge leuchtete auf, wenn sie mit ihm den unerschöpflichen Stoff ihrer Unterhaltungen austauschte. Was hatten Beide seit ihrer frühern Bekanntschaft erlebt, empfunden, gelesen, gedacht! Wie

sonst sangen sie zusammen und die Stunden entflohen im Genuß des lang entbehrten Austausches.

Aber kurz war der erste Rausch dieses ungetrübten Glückes, wo Beide nur das natürliche Wohlgefallen zu empfinden glaubten, welches den Verkehr mit gleichgestimmten Menschen erzeugt. Bald fühlte Egon, daß er die Tage zählte, bis zu dem, wo er hoffen durfte mit Elisabeth zusammenzutreffen; sie empfand an dem stürmischen Pochen ihres Herzens, wenn sein Wagen in den Hof rollte, daß ihre Freude nicht so groß hätte sein dürfen. Sie wurde unruhig, träumerisch, unfähig in seiner Abwesenheit, sich mit Interesse der Lectüre und den Beschäftigungen hinzugeben, wie sonst. Mehr als je lebte sie mit ihren Kindern, um sich gewaltsam von dem Einfluß ihrer Träumereien loszumachen; denn mit Schrecken nahm sie wahr, daß ihre Gedanken anfingen, sich ausschließlich um ein Centrum zu drehen, es in nähere oder weitere Kreise zu umgeben; sie wollte sich gewaltsam losreißen, ihren Ideen die Bahn vorschreiben, ihre Empfindungen in das richtige Maß von Theilnahme und Freude bei dem Zusammenleben mit ihrem Vetter einschließen — aber es war ein vergebliches Wollen. Für Stunden gelang es ihr, aber Egon's Ankunft zerstörte stets das mühsam aufgerichtete Festungswerk der Ver-

nunft gegen die Gefühle in ihrer Seele. Da kam die unglückliche Frau zur Besinnung, zur Klarheit über sich selbst; und nun begannen der schwere Kampf, die unruhigen Nächte, die Gewissensqual, die Entschlüsse ohne Ausführung, kurz das ganze Wirrsal einer Leidenschaft, die mit den heiligsten Pflichten im Widerspruche ist.

Bei Egon hingegen trat die Erkenntniß seines Seelenzustandes viel später ein; er hatte es leichter. Einmal ist der Mann zu sehr von der Berufsthätigkeit hingenommen, die seine Gedanken an concrete Wirklichkeiten des Alltagslebens fesselt, es verhindert, daß eine Idee übermächtig wird und alle andern überwuchert. Außerden pflegen Männer ihre Empfindungen nicht so streng zu analysiren und zu sichten. So lange sie nichts Unrechtes thun, sehen sie keine Sünde in ihren Gefühlen; ihr Gewissen pflegt nicht so zartfühlend und rigoristisch die Gedanken zu richten und den Uebergang festzustellen, wo sie zur That werden.

Er genoß sorglos und ungetrübt den anregenden Verkehr mit seiner Cousine, worin ihn seine Frau nicht im Geringsten störte. Sie war recht zufrieden, wenn er sich in Warnitz gut unterhielt, sie nur zu Hause bei ihren Kindern bleiben und ihn nicht begleiten durfte. Die Atmosphäre des Asten-

berg'schen Hauses sagte ihr nun einmal nicht zu. Graf Astenberg ließ die einfache Frau seine Ueberlegenheit als Weltmann zu sehr fühlen; so freundlich Elisabeth der Cousine entgegenkam, so waren sie doch zu verschieden, um anders als aus Pflichtgefühl mit einander zu verkehren. Dazu konnte sie sich nicht entschließen, die Kinder zurückzulassen und fühlte sich am wohlsten in ihrer Mitte mit häuslichen Arbeiten beschäftigt; auch entbehrte sie Egon wenig, wenn er abwesend war. Bei ihr hatten die Kinder den ersten Platz im Herzen eingenommen. Marie war überdies zu arglos und unerfahren, um der Eifersucht zugänglich zu sein; sie blickte zu ihrem Manne mit so unbedingtem Vertrauen und Achtung empor, daß es ihr gar nicht im Traume einfiel, wie ein wärmeres Gefühl als das der verwandtschaftlichen Zuneigung jemals in seinem Herzen für die Frau eines Andern entstehen könne. Die freundliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, womit Egon sie umgab, bestärkten sie hierin; ja er verdoppelte fast unwillkürlich seine Beweise derselben für Frau und Kinder, suchte damit das wehmüthige Gefühl zu beschwichtigen, welches ihn oft überkam, wenn er empfand, wie seine Gedanken aus ihrem Kreise unwiderstehlich, sehnsüchtig nach Warnitz hinüberschweiften und suchte die leisen Vorwürfe seines Gewissens damit zu beruhigen.

„Wir sind nicht Meister unserer Empfindungen,“ pflegte er bei sich zu denken; „doch bleiben sie unschädlich, wenn wir so viel Macht und Selbstbeherrschung behalten, um recht zu handeln, und das werde ich stets, so helfe mir Gott!“

* *
*

Max Astenberg brachte die ganze Gegend in Bewegung. Seine unruhige Natur mußte stets etwas Besonderes vorhaben, um zufrieden zu sein. Nach den Besuchen und Mittagsessen schlug er Partien in die freundliche Umgebung vor, wozu der Juni und seine herrlichen Tage einluden. Einige Stunden weit von Warnitz begannen die Höhenzüge des Gebirges; felsige Gründe, bewaldete Hügel mit malerischen Fernsichten boten einige sehenswerthe Punkte dar und diese sollten besucht werden.

Die Reste einer alten Burg, der sogenannte Hartenstein, wurden zuerst zum Ziel einer solchen Ausflucht gewählt. Es sollte ein Picknick sein, jeder Gutsnachbar ein Gericht zum ländlichen Mahl mitbringen. Die Gesellschaft bestand aus den Rathenau's, Seestädt's, welche eine junge lebenslustige Nichte bei sich hatten, einigen Officieren, die in der Nähe zu Besuch sich fanden, und den beiden Ehepaaren Astenberg. Frau von Astenberg fand aber

für gut, sich kurz vor dem Aufbruche durch ein wirkliches oder vorgeschütztes Kopfweh von der Partie loszumachen, um den schönen Tag ungestört zu Hause zu verleben. Egon war es leid, daß sie das Vergnügen entbehren sollte und wollte bei ihr zu Hause bleiben. Das gab die gutmüthige Frau aber nicht zu, sondern bestand darauf, daß er ihretwegen sich nicht ausschlösse. Man traf in Warnitz zusammen, die Gesellschaft vertheilte sich in mehrere offene Wagen, die sie schnell durch die im frischen Thau glänzenden Fluren der blauen Berglinie zutrugen. Bald erreichten sie die waldigen Hügel, der Weg wand sich in Schlangenlinien bergan, die Steigerung nöthigte sie langsam zu fahren und gab ihnen Gelegenheit, das würzige Aroma des Birkenlaubes, den harzig frischen Geruch der Tannen einzuathmen, welche noch im Morgenthau glänzend ihren Sauerstoff aushauchten.

Diese Atmosphäre des Waldes am frühen Morgen hatte etwas Entzückendes, die heilige Stille ward nur unterbrochen durch die Vögel, welche ihr Morgenlied leise in den Zweigen zwitscherten. Die wiegende Bewegung des Fahrens begünstigte das träumerische Schweigen, in welches fast unwillkürlich die ganze Gesellschaft verfiel. Egon saß Elisabeth gegenüber, sie fühlte seinen

Blick, und wagte nicht ihm zu begegnen. Sie war unbeschreiblich glücklich in diesem Augenblicke, denn ohne weiter zu denken überließ sie sich dem Zauber der Umgebung ganz.

Man erreichte das Ziel, die kleine Burgruine mit den daneben in den Felsen angebrachten Plätzen, von wo aus der Blick in die Tiefe des felsigen, waldigen Grundes drang und fern hin in die weite blaue Ebene sich verlor. Die Gesellschaft nahm ein einfach ländliches Frühstück ein. Der wonnige Frühlingsmorgen war so einladend zum Genusse, zu voller Freude am Dasein, es schien als wären lauter Glückliche dort auf dem Plateau vereinigt, und doch nagte der Wurmstich wohl heimlich an jedem Herzen, drückte das Gewicht der auferlegten Lebensbürde wohl Jeden auf seine Weise, aber heute schienen sie es nicht zu fühlen, die Last war abgeworfen, Alle wollten froh sein.

Der Schinken war trefflich, die Eier frisch, das Bier schäumend und untadelhaft, das Brod kräftig, die Butter wie goldgelbe Quintessenz der Gebirgskräuter, der Appetit erregt durch die frische, kühle Morgenluft.

Nachdem er gestillt, trat man die Wanderung nach dem Grunde an, in dessen Tiefe ein Waldbach über feuchtmosige Steine und glatte Kiesel geschwätzig fortschäumte.

Egon machte es sich zur besonderen Freude, die schönsten Punkte seinen Verwandten zu zeigen. Max gab dem heitern Gretchen, der Nichte der Gräfin Seestädt, den Arm, führte sie lachend und scherzend auf die gefährlich schwindelnden Plätze, die in den Felsen durch Geländer und Bänke zugänglich gemacht waren. Egon führte Elisabeth, die Gesellschaft vertheilte sich in Gruppen. Mit welcher Sorgfalt und Zartheit leitete er ihre Schritte, wie suchte er sie vor Ermüdung zu schützen, wählte er die ebensten Wege und ging auf den harten Steinen am Rande des Abgrundes neben ihr. Sie sprachen wenig, denn die Empfindung war zu mächtig, Beide waren stumm, nur dann und wann ermannte sich Elisabeth, wenn sie das Auffallende der Lage empfand und warf ein gleichgültiges Wort hin, was Egon zerstreut und abwesend beantwortete. Wer schildert die stille Wonne dieser Stunde, wo Beide, die Verhältnisse der Welt vergessend „mit dem Strome schwammen", sich ganz und harmlos dem Zauber des Augenblickes überlassend, zuerst klar und deutlich empfanden, daß ihre Seelen einander ganz gehörten. Vergangenheit und Zukunft waren nicht da für sie, sie lebten nur dem Augenblick in der entzückenden Gegenwart, einen Traum der Liebe und des Glückes, dem es beschieden war,

mit einem langen, schweren Erwachen bezahlt zu werden.

Man wäre geneigt, zu fragen: war es ein Unglück für diese beiden Menschen, daß sie sich wiederfanden, nachdem die Verhältnisse sie für immer schieden? Hätten sie sich nicht wiedergesehen, so würde ihr Leben in der Einförmigkeit des täglichen Pflichtlebens ohne größere Kämpfe und Emotionen hingeschlichen sein.

Aber vielleicht waren gerade dem Entwickelungsgange ihrer eigenthümlichen Individualitäten heftige Kämpfe nothwendig. Sie gehörten zu den bedeutend angelegten Seelen, denen die Höhen und tiefsten Tiefen des Empfindungslebens bestimmt sind, um nicht in der Stagnation des Alltagstreibens unterzugehen. Sie sollten genießen, leiden, kämpfen wie Wenige, aber sie hatten Kraft und Fähigkeit zum Siege, im harten, schweren Kampfe gegen das eigne Herz und die mächtigste aller Versuchungen.

Die Sonne stand hoch und sandte ihre glühenden Strahlen in den kühlen Grund, in welchem der tiefe Schatten der Fichten, so wie die Verdunstung des Wassers aus dem schäumenden Bache eine anmuthige Kühle verbreitete. Dort lagerte man sich für einige Stunden. Die geschäftigen

Treiber in der Gesellschaft wählten einen Grasplatz unter Bäumen aus, wo Tische improvisirt, die mitgenommenen Meisterwerke der Kochkunst ausgepackt und aufgesetzt wurden.

Ein Feuer flackerte empor, man wärmte den Kaffee und die Suppe, der Champagner wurde in dem eiskalten Wasser des Baches gekühlt, bald erwartete ein ländliches Mahl die Gesellschaft, welches den Anforderungen jedes Gastronomen vollkommen genügt hätte.

Nachdem es eingenommen, vertheilten sich die Gruppen nach ihrem respectiven Geschmacke. Die ältern Herren zündeten ihre Cigarren an und verhandelten Politik oder Landwirthschaft. Die jungen Mädchen plauderten harmlos mit den Officieren, die Mütter besprachen die neuesten Stickereien und Romane. Elisabeth nahm Album und Wasserfarben, um einen hübschen Punkt, den sie beim Herabsteigen gefunden, zu skizziren. Es waren einige verwitterte Granitblöcke, mit Flechten, Moos und Farrenkräutern überhangen, auf welchen eine Fichte und eine Birke Wurzel gefaßt hatten und mit ihren schlanken Stämmen liebevoll verschlungen gen Himmel strebten, als Hintergrund ein blaugrüner Berg und eine nebelige Fernsicht auf die Ebene.

Elisabeth mußte zum Bett des Baches hinab-

steigen und sich auf den umspülten Steinen niederlassen, um den rechten Punkt zu finden. Ein Theil der jüngern Welt begleitete sie, man freute sich an ihrer genialen Art, mit wenig Strichen und Farben den Effect des ganzen, so höchst romantischen Landschaftsbildchens für immer in ihr Album zu zaubern.

Egon folgte jedem ihrer Striche, mit dem wärmsten Interesse. Einer der andern Herrn konnte sich nicht zufrieden geben über die Wahl des Gegenstandes.

„Warum, Gräfin," sagte er, „wählten Sie diese paar Steine mit Wasser und den kleinen Durchblick nach den Bergen, und nahmen nicht lieber den Punkt von oben auf, wo man die ganze Ebene, die Bergkette, alle Dörfer und Felder übersieht, mich dünkt, es würde ein viel reicheres Bild geworden sein."

„Eben weil es ein zu reiches Bild ist, versuchte ich nicht, es aufzunehmen. Für ein großes Bild mag es sich mehr eignen, aber für eine kleine Skizze muß man stets nur eine Episode, ein poetisches Stückchen Natur absondern und einrahmen."

„Sie haben Recht!" rief Egon, „und wie dazu geschaffen ist dieser, ich möchte sagen, „poetische Gedanken der Natur," sehen Sie, wie viel man dabei denken kann. Diese ernste, starke, reizlose Fichte als Schutz der zarten, schlanken Birke, die sich dar-

an lehnt, wie ein schwaches Weib an die männliche Stütze, und von der Birke mit dem feinen hellgrünen Laube dankbar bekränzt wird, der Standpunkt beider ein gefährlicher, auf kahlem Stein vom Wasserandrang unterwühlt, dennoch ausdauernd in Wintersturm und Schneegestöber, ja sich schöner entfaltend als ihre Genossen auf breitem Boden im Gedränge des Waldes — es ist ein Gedicht — Sie, Gräfin haben es sogleich erkannt und poetisch aufgefaßt, während wir Andern achtungslos daran vorübergingen."

„Ich habe es unbewußt empfunden, aber Sie geben meinen Gedanken jetzt Worte," entgegnete Elisabeth. „Ich sehe nur als Malerin, Sie als Poet. Ich werde das Bildchen sorgsam vollenden und Sie die Verse darunter schreiben, zu welchen es Sie begeistert, dann verwahre ich es als Andenken an diesen frohen Tag."

Auch dieser frohe Tag ging unaufhaltsam schnell zu Ende. Die Gesellschaft fuhr theilweise abgespannt und ermüdet durch die nächtlichen Fluren, auf welchen tiefe Stille lag — darüber der tiefblaue Himmel mit Milliarden funkelnder Sterne.

Nur zu schnell langte sie in Warnitz an. Solche Stunden, die man an den Flügeln festhalten möchte, eilen mit Dampfeseile dahin. Egon bestieg

sein Pferd und stürmte in wildem Galop durch die Sommernacht seinem Hause zu, wo bereits Alles in sanftem Schlafe lag.

Er warf sich auf sein Lager, obgleich körperlich abgespannt kam kein Schlaf in seine Augen. Die Bilder des Tages, jeder Blick, jedes mit Elisabeth gewechselte Wort zog nochmals an ihm vorüber. Zum ersten Male fühlte er deutlich, was sie einander waren. Die Frage: was soll daraus werden? was soll ich thun? was unterlassen? trat mit unabweisbarem Ernst an sein männliches, pflichttreues Herz heran. Die Qual war groß, er suchte vergeblich zu schlafen, nach Vergessenheit seiner folternden Gedanken im Opium des beruhigenden Schlafes. Aber die Stunden dehnten sich endlos, er zählte jeden Glockenschlag der Thurmuhr des Hofes. Seine Stirn glühte fieberhaft, er fand keine Ruhe, wollte an gleichgültige Dinge gewaltsam denken, aber immer wieder fand er sich in demselben Zustande, ein Wort Elisabeth's, ihr theures Bild, war stets der Endpunkt, auf welchem die heterogensten Ideengänge convergirten. Endlich fing er in der Verzweiflung zu zählen an. Diese mechanische einschläfernde Procedur half so wenig als alles Andere, er gelangte bis zu tausend und hunderttausend ohne das gewünschte Resultat. Er kämpfte so treulich

gegen sein eignes Herz und dachte so oft an Walther Scott's Wort: „Glaube mir, es giebt keinen betrügerischern Teufel als unsere eignen wandernden Gedanken“ — und dennoch umstrickte ihn die Gewalt der ersten heftigen Leidenschaft seines Lebens und hielt ihn machtlos umschlungen in ihren schillernden Ringen, wie die Riesenschlange den tapfern, edlen Löwen. War wohl eine solche Nacht des schönsten Tages werth?

„Warum mußten wir einander jetzt wiederfinden, wo dieses Wiedersehen die heftigsten Kämpfe erzeugt. Wozu diese? Kein Sperling fällt vom Dache ohne Gottes Willen, es giebt also keinen Zufall. Wenn es aber Gottes Fügung war, welches kann ihr Zweck sein?“ dachte er bei sich.

In diesem Labyrinth seiner Gedanken fand Egon keinen Ausweg, auf diese Frage um sein Schicksal keine Antwort. Und doch lag sie nahe. Bisher lebte er in einfachen Verhältnissen, in welchen seine bedeutenden Eigenschaften ihm allgemeine Achtung und Verehrung erworben. Er gehörte zu Denen, von welchen Jedermann wohl redet, und fing an, sich stolz und stark zu fühlen. Gerade da ward er in die für ihn gefährlichste Versuchung geführt. Ein Jeder von uns, auch der Stärkste, hat seine Achillesferse, an welcher er leicht verwundbar ist.

Gerade wenn wir abgeschlossen zu haben wähnen, ist der Versucher nahe. Daran sollen wir Demuth lernen, uns selbst mißtrauen und Hülfe von oben suchen. Je tiefer wir im Kampfe verwundet, unterlagen, um so milder und demüthiger werden wir daraus hervorgehen.

Die frühe Morgenstunde brachte dem gequälten Geiste endlich Ruhe. Erfrischt und beruhigt erwachte Egon nach kurzem Schlafe, und wandte sich den Seinigen, dem Alltagsleben des Berufes mit doppeltem Eifer zu. Er wollte sich überwinden und betäuben. Es ist sonderbar, wie verschieden wir unsere Lage in der Stille der Nacht, der Aufregung des schlaflosen Lagers, und am nüchternen Morgen beurtheilen.

„Ich war krankhaft erregt!" dachte Egon, als er im Kreise der Seinigen frühstückte, und die schwarzen Harpyien der Nachtgedanken von ihm abgelassen hatten. „Ich werde so selten als möglich nach Warnitz fahren, ganz vermeiden kann ich es nicht ohne Aufsehen zu erregen, meine Pflicht thun, weitere Geschäftstouren unternehmen, mit der Zeit wird und muß sich Alles ausgleichen."

Marie war sehr begierig, etwas über den Picknick zu hören, Egon mußte erzählen, wie das ländliche Fest ausgefallen.

„Und meine Pastete?“ sagte seine Frau, „hat sie Beifall gefunden?“

Davon wußte Egon nun nichts zu berichten, und sie war nicht wenig gekränkt, daß dieses Meisterwerk ihrer Kochkunst nicht mehr gewürdigt worden, denn auch die anspruchslosesten Menschen pflegen ihre kleinen Eitelkeiten zu haben. Indessen war die harmlose Frau froh, daß die Partie hübsch ausgefallen, ihr Mann vergnügt gewesen, während sie zu Hause so recht in ihrem Elemente gewirkt und geschafft hatte.

* *
*

So verstrich der Sommer unaufhaltsam schnell, wie jede schöne Zeit; für Egon Astenberg und Elisabeth in den Ebben und Fluthen der Leidenschaft, die mit jedem Wiedersehen zunahm. Zuweilen vermieden sie sich eine Zeit lang und suchten in der Ausübung der Pflichten des Alltagslebens Heilung gegen die süße Krankheit, die uns unter ihrem verführerischen Einflusse oft viel süßer erscheint, als die ruhige, ungestörte Seelengesundheit. Dann führten die eigenthümlichen Verhältnisse der Nachbarschaft und Verwandtschaft sie wieder zusammen; eine Stunde zerstörte dann oft wieder das Werk langer, peinlicher Tage und Wochen der Entsagung, der Entschlüsse.

Indessen stürmten auch andere Sorgen auf Gräfin Astenberg ein, um sie von den Leiden und Freuden der Ideenwelt in die prosaische, handgreifliche Wirklichkeit zurückzuführen.

Max Astenberg's unruhig thätige Natur hatte in Warnitz und seiner Nachbarschaft ein reiches Feld gefunden, um seinem Drange nach Aufregung zu genügen. Die nächste Stadt wimmelte voll Speculanten und unternehmenden Köpfen, welche den reichen Gutsbesitzer bald für ihre Pläne einzunehmen wußten, der gerade das hatte, was ihnen fehlte: Geld und Credit.

Sie redeten ihm vor, daß es die Pflicht reicher Leute sei, der Industrie aufzuhelfen und der Gutsbesitzer der Neuzeit mit derselben fortschreiten müsse, um sein Vermögen zu verbessern. Sie bewiesen ihm, wie Fabriken ein Glück für die arbeitslosen Proletarier der Gegend seien und daß Warnitz den trefflichsten Boden für die Zuckerrübe habe. Versuche wurden gemacht, Berechnungen aufgestellt, wonach sein Einkommen sich durch solche Anlagen beträchtlich vergrößern würde, wenn auch die erste Capital-Auslage sich auf hunderttausend Thaler beliefe.

Der Bau der Zuckerfabrik wurde sogleich in Angriff genommen; er beschäftigte den Grafen vom Morgen bis zum Abend, doch nicht genug, um ihm

nicht noch Zeit zu lassen, auch noch andern Unternehmungen Geld und Muße zuzuwenden.

Man vermuthete Kohlen in einem zehn Meilen von dort gelegenen Gebirge. Eine Actiengesellschaft organisirte sich, deren Hauptteilnehmer Graf Astenberg wurde. Die Kohlen lagen sehr tief, die Kosten des Bergwerkes und ihrer Förderung verlangten eine starke, voraussichtlich sehr lange zu zahlende Zubuße der Actionäre. Aber der gedruckte Prospectus enthielt, nach Max' Ueberzeugung, untrügliche Berechnungen eines ganz enormen Vortheiles. „Was schadete es, wenn dieser erst in der fernen Zukunft zu erwarten sei?" entgegnete er seiner Frau, welche mit der dem weiblichen Geschlechte eignen Zaghaftigkeit ihrem Gatten auf's Energischste abrieth, sich bei so weitaussehenden, unsichern Unternehmungen zu betheiligen.

„Ihr Frauen seid kleinlich und beschränkt in Geldangelegenheiten, wollt nichts wagen und werdet nie gewinnen!" rief Max.

„Aber auch nicht verlieren, sondern erhalten, und das ist unsere Aufgabe!" entgegnete Elisabeth.

„Dagegen ist es die Pflicht des Mannes, mit seinem Vermögen zu wuchern, zu seinem und dem allgemeinen Besten. Wenn alle Capitalisten so einseitig und egoistisch dächten — wo wäre

dann die Civilisation, wo die Eisenbahnen und Fabriken?“

„Es scheint mir nicht die Aufgabe des Gutsbesitzers. Dieser sollte, meiner Ansicht nach, sich arrondiren, das Wohl seiner Untergebenen fördern, Wiesen, Wald und Feld verbessern, aber nicht solche Unternehmungen beginnen, zu welchen nun einmal eine kaufmännische Vorbildung und, verzeih' mir, mehr Mißtrauen und Vorsicht gehört, als Du besitzest. Du bist zu sehr Sanguiniker, um richtig speculiren zu können, auch hast Du einmal kein Glück dabei.“

„Kein Glück? wie so?“ rief Max ärgerlich.

„Erinnere Dich doch der verunglückten Unternehmungen in Hohenastenberg, der kostspieligen Anlage der Hochöfen im Gebirge. . . .“

„Die sehr vernünftig gewesen wäre, um das Holz zu verwerthen, wenn nicht der Gehalt der Eisensteine als zu gering sich erwiesen hätte. . . .“

„Ja, und das Eisen zu spröde, die Kosten zu groß, der Ertrag unverhältnißmäßig gering. Ebenso die Ziegelei, welche ein so bedeutendes Capital kostete, jetzt eingehen muß, weil der Thon zu sandig, die Ziegel- und Backsteine zu schlecht ausfielen und keinen Absatz fanden.“

„Es ist nicht sehr freundlich von Dir, Elisabeth,

daß Du mich an diese ärgerlichen Geschichten erinnerst. Gerade um jene nicht unbedeutenden Verluste auszugleichen, betheilige ich mich jetzt an diesen höchst lucrativen Unternehmungen, die, nach menschlicher Berechnung, gut ausfallen müssen.“

„Ich finde sie nicht sicherer, als jene.“

„Was ist wohl sicher! Alles und Jedes ist ein Risico. Wer nicht wagt, gewinnt nicht! Das ist mein Motto; wenn ich nichts mehr unternehmen, schaffen und wirken kann, so magst Du mich nur begraben lassen!“

Mit diesem Argumente schloß Max die Discussion.

Elisabeth fühlte, daß fernerer Widerspruch nicht allein unnütz, sondern sogar eher ihren Gatten in seinen Plänen bestärken würde.

Je mehr er sich bemühte, sie zu widerlegen, um so plausibler wurden ihm seine Gründe und befestigten ihn in der Ausführung seiner Pläne. Max hatte stets das Spiel geliebt; dieses war nun ein Hazardspiel im Großen mit allen seinen Aufregungen; es gab ihm ein Lebensinteresse, welches er nicht in geistigen Bestrebungen fand. Seine Natur war eine durchaus real praktische; nur in diesem unruhigen Treiben fühlte er sich in seinem Elemente.

Elisabeth spielte, wie die meisten Frauen, die Rolle der Kassandra. Wohl die schwerste Aufgabe ist es, mit der Klarheit des Geistes ein Unheil herankommen zu sehen, ohne es abwenden zu können, sich leidend zu verhalten, wo man thätig handelnd, abwehrend eingreifen möchte. Man kommt sich dann vor, wie der Gebirgsstrom, dessen klare, ruhige Wassermasse zwischen Felsen eingeschlossen dahinfluthet, unaufhaltsam, wie vom Schicksal zu dem Punkte hingedrängt, wo er als brausender Katarakt in den Abgrund hinabstürzt, von Fels zu Fels rastlos schäumt, bis er in feuchten Staub zerschellt, tausendfach zersplittert und geschwächt im Thale als kleiner, unscheinbarer Bach fortfließt.

Ende des ersten Bandes.